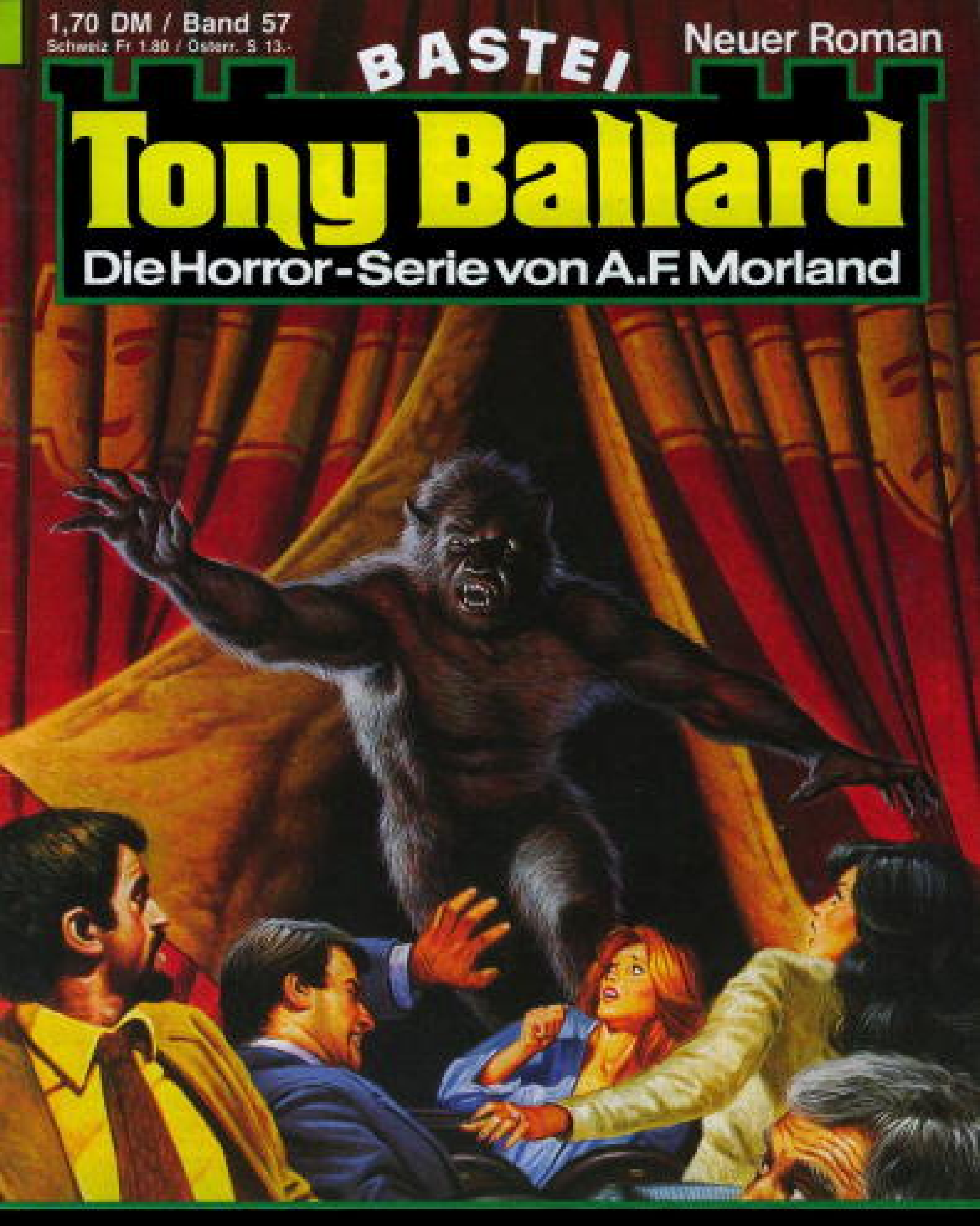


Der Teufel führt Regie



Der Teufel führt Regie

Tony Ballard Nr. 57

Teil 2/2

von A.F.Morland

erschienen am 23.11.1984

Der Teufel führt Regie

Wolfsgeheul.

Schaurig zerriß es die Stille der Vollmondnacht, Angst und Schrecken verbreitend. Durch die graue, unheimliche Nebelbank huschte eine Gestalt, weder Tier noch Mensch…

Ein Werwolf. Blutrünstig und grausam hatte er Nacht für Nacht gemordet. Frauen Greise, Kinder - niemand war vor ihm sicher gewesen.

Doch nun waren beherzte Männer hinter ihm her, die ihn töten wollten.

Angeschossen floh das Monster.

Seine Füße patschten über morastigen Boden.

Plötzlich stoppte es seinen Lauf, denn einer der Jäger trat ihm aus dem wallenden Nebel entgegen. Nur einer konnte diese Begegnung überleben. Der Werwolf duckte sich knurrend zum Sprung…

Aber es war nur ein Film. Noch war alles nur ein Film, aber bald, sehr bald, sollte der Teufel die Regie übernehmen…

»Das Gebiet ist hermetisch abgeriegelt«, sagte Lieutenant Emerson Holmes. »Da kommt nicht einmal eine Maus durch.«

Captain Al Brewster nickte. »Silver ist ein Idiot. Er unterschätzt uns, aber wir werden ihm zeigen, wie die New York Police arbeitet. Er hatte seine Chance.«

Brewster und Holmes standen in einer düsteren Sackgasse vor einem schäbigen Abbruchhaus.

»Was sagst du zu der Geschichte des kleinen Jungen?« fragte der Lieutenant.

Al Brewster hob die Schultern. »Es ist nicht meine Aufgabe, mir darüber Gedanken zu machen.«

»Du hast dir trotzdem welche gemacht, jede Wette.«

»Sie sind hier nicht maßgebend. Der kleine Timmy Willoby kann erzählen, was er will. Ich halte mich an die Fakten, und die sehen so aus, daß seine Mutter ihren Mann mit zwei Kopfkissen erstickte und seither flüchtig ist. Aber wir sind nicht hier, um das zu klären, Emerson«, sagte der Captain unwillig. »Wir sind hier, weil Timmys Vater den Jungen aus dem Haus schickte, um Hilfe zu holen, und er schärfte ihm ein, nicht zu dem großen Mann mit den Silberhaaren zu gehen, der im Blockhaus nebenan wohnte. Als wir dort eintrafen, war der Mann natürlich verschwunden, und die Fahndung, die wir ankurbelten, brachte nichts ein.«

Lieutenant Holmes grinste. »Du schimpfst immer über das Fernsehen. Diesmal hat es uns geholfen. Wir hätten den wertvollen Tip nicht gekriegt, wenn der Junge nicht vor laufender Kamera von dem großen Mann mit den Silberhaaren gesprochen hätte.«

Al Brewster winkte ab. »Ich habe trotzdem etwas gegen die Fernsehleute. Sie sind anmaßend, selbstherrlich, und wiegeln die Leute nur auf, statt uns zu helfen.«

Fünf Minuten Bedenkzeit hatte Captain Brewster dem Hünen mit den Silberhaaren gegeben. Danach hätte Mr. Silver mit erhobenen Händen aus dem Abbruchhaus kommen sollen.

Al Brewster hatte ihn nicht im unklaren darüber gelassen, was nach Ablauf der Frist passieren würde, und es war bei keiner leeren Drohung geblieben. Das Haus war von der Polizei umstellt, und von allen Seiten hatten sie Tränengasgranaten hineingeschossen.

Brewster war zuversichtlich, daß der Hüne nun bald herauskommen würde.

Tränengas hält keiner aus.

»Er wird uns bald sagen, warum Jerry Willoby seinen Sohn vor ihm warnte«, sagte der Captain. »Und er wird uns erklären müssen, warum er das Blockhaus so schnell verlassen hat.«

»Du nimmst an, daß er Dreck am Stecken hat, nicht wahr?« fragte Emerson Holmes.

»Er hat irgendwie mit dem Mord an Jerry Willoby und dem Verschwinden von Jane Willoby zu tun«, meinte Al Brewster überzeugt. »Seine Flucht kommt einem Geständnis gleich!«

Aus dem alten Haus quollen helle Tränengasschwaden.

Lieutenant Holmes blickte gespannt zum Haustor. »Der Kerl scheint verdammt zäh zu sein.«

Captain Brewster setzte sich über Walkie-talkie mit seinen Leuten in Verbindung. Einen Posten nach dem anderen rief er ab, doch er bekam von überall negativen Bescheid.

Mr. Silver tauchte an keinem Fenster und an keiner Tür auf.

»Der will wohl testen, wieviel Geduld ich habe!« knurrte Brewster. »Nicht sehr viel! Ich hasse es, lange zu warten!«

»Vielleicht hat er eine Möglichkeit gefunden, dem Tränengas zu entgehen«, nahm Emerson Holmes an.

»Dann müssen wir eben umdisponieren«, sagte der Captain und hob das Sprechfunkgerät. Diesmal wandte er sich an alle Männer gleichzeitig. »Jungs, der Bursche ist ein störrischer Esel. Wenn er nicht herauskommen will, müßt ihr also hinein, aber seht euch vor. Angeblich ist der Mann im Besitz einer Waffe. Ihr dürft nichts riskieren. Wenn ihr seht, daß er zur Kanone greift, schießt ihr. So, und nun: Gasmasken auf und rein ins Haus! Bringt mir Silver - tot oder lebendig!«

***

Gary London hatte einen Trick entdeckt, wie er selbst bei den zugeknöpftesten Mädchen ans Ziel kommen konnte, und er wandte ihn sooft wie möglich an.

In einem Kinocenter auf dem Broadway lief ein Horrorfilm in 3D: Der Streifen mit dem beinahe märchenhaften Titel »Der Wolf« war der beste Schocker, der je gedreht worden war.

Pino Genoffrio, der Star des Films, stellte unter Beweis, daß er ein großartiger Darsteller war. Sein Monster war so beklemmend echt, daß man sogar dann eine Gänsehaut bekam, wenn er in menschlicher Gestalt auf der Leinwand erschien.

Gary Londons Trick bestand darin, zwei Logenplätze zu kaufen und sich den Film mit seinem auserwählten Mädchen anzusehen. Schon nach kurzer Zeit preßten sich die Mädchen schutzsuchend an ihn, und was seine Hände dann anstellten, bekamen die Girls erst mit, wenn es schon zu spät war.

Die Zärtlichkeit, die die Mädchen von ihm bekamen, war ihnen bei all dem Grauen, das auf der Kinoleinwand so täuschend echt gezeigt wurde, willkommen.

Gestern hatte Linda Caan schlotternd vor Angst neben ihm gesessen.

Heute war es Phyllis Tyler, und sie ließ sich nicht nur von ihm

ablenken, sie lenkte sich auch selbst ab, indem sie sich sehr intensiv mit Gary London beschäftigte.

Ihm konnte das nur recht sein.

In der Nachbarloge saßen Rebecca Rowland und Hank Parrish. Hank war Garys Freund, und er probierte den Trick zum erstenmal aus.

Auch ihm öffnete der Horrorfilm Tür und Tor bei Rebecca, die von vielen »Blümchen Rührmichnichtan« genannt wurde.

Sie schwitzte und atmete schwer, hatte den Kopf von der Projektionswand abgewandt und floh mit Hank in den Bereich angenehmerer Gefühle.

Sie machte es ihm leicht, sie zu erobern, aber, verdammt noch mal, er konnte sich nicht so konzentrieren, wie es hätte sein sollen.

Waren die vielen Cuba libres schuld daran, die er vor der Vorstellung getrunken hatte? Das glaubte er nicht. Es mußte dieser echt starke Streifen sein, der seine Urangst mobilisierte und mit immer neuen Schockszenen bombardierte.

Selbst wenn er das Geschehen nicht verfolgte, so hörte er doch ständig, was passierte, und die Musik wühlte ihn so sehr auf, daß er davon fast krank wurde.

Rebecca Rowland hing an ihm wie eine Klette, und es gab Augenblicke, da war sie ihm fast lästig.

Sie vergrub ihr Gesicht an seinem Hals und zuckte bei jedem lauten Geräusch heftig zusammen.

»Halt mich, Hank«, flüsterte sie flehend. »Bitte halt mich ganz, ganz fest!«

Er schlang seine Arme um sie und drückte sie an sich. Sein Herz raste. Rebecca rückte noch näher.

Sie bekamen beide nicht mit, daß Hanks Hand auf ihrem Knie lag und langsam den Schenkel hinaufwanderte…

Später, dachte Hank Parrish aufgeregt. Nach der Vorstellung fahre ich mit Rebecca noch irgendwohin, wo wir allein sind. Dann werde ich mich konzentrieren können.

O Mann, wird das eine Nacht…!

Der Werwolf hatte sich zum Sprung geduckt. Wer würde siegen? Der Jäger oder das Monster?

Quälende Augenblicke verstrichen, in denen nichts passierte. Mann und Wolf waren abwechselnd in Großaufnahme zu sehen. In ihren Augen brannte der Wunsch, zu töten.

Der Jäger riß in diesem Augenblick sein Gewehr hoch, und da es ein plastischer Film war, stach der Lauf unvermittelt in den Zuschauerraum. Die Leute duckten sich erschrocken.

Der Jäger feuerte, und die rote Lohe, die aus der Mündung leckte, schien jedem einzelnen Kinobesucher ins Gesicht zu schlagen. Die Menschen hielten den Atem an.

Und eine bange Frage war in allen: War der Wolf endlich vernichtet?

Nach dem Schuß hatten sie ein klägliches Jaulen gehört. Jetzt schwenkte die Kamera, und sie vernahmen ein wütendes Knurren.

Wieder war die Bestie nur verletzt und nicht getötet worden!

Und jetzt schlug der Werwolf zu. Der Jäger hatte keine Zeit, einen zweiten Schuß abzugeben, denn schon stieß sich das Untier ab, und die Pranke mit den messerscharfen Krallen fällte den mutigen Mann.

Rufe!

Der verletzte Mann brüllte um Hilfe, und seine Kameraden hetzten durch den Nebel, aber sie kamen zu spät. Der Werwolf nahm seinem Opfer das Leben und verschwand in der unheimlichen Dunkelheit, eine Blutspur hinterlassend, der die Jäger folgten. Das Finale bahnte sich an…

***

Ich fand keinen Parkplatz, deshalb stellte ich meinen kaffeebraunen Dodge, einen Leihwagen, im Parkverbot ab. Ich hatte keine Lust, noch länger durch die Gegend zu kurven.

Man würde mir gegenüber, dem Engländer in New York, nachsichtig sein. Einmal war man's schon gewesen. Ausländern billigt man ein gewisses Maß an Narrenfreiheit zu.

Ich stieg aus, die Wagentür schnappte hinter mir zu, und dann wartete ich, bis der Autoverkehr abriß.

Ich befand mich auf dem Broadway, zwischen der 40. und 60. Straße. Hier liegen die großen Uraufführungskinos Paramount, Rivoli, Capitol, Palace und Criterion, und hier befand sich auch das Kinocenter, das den Horrorfilm »Der Wolf« im Programm hatte.

Ich war nicht hier, um mir den Horrorfilm anzusehen. In meinem Leben spielte der Horror ohnedies eine dominierende Rolle. Ich mußte das Grauen nicht auch noch auf der Kinoleinwand geboten bekommen, aber viele Menschen strömten hierher, um sich mal so richtig zu fürchten.

Ich sah die Filmplakate. Reißerischer ging's nicht.

Ein Blick auf meine Uhr sagte mir, daß die letzte Vorstellung noch lief.

Eigentlich war ich nach New York gekommen, um meinen Freund und Partner Tucker Peckinpah zu suchen, den die Hölle wieder ausgespieen hatte. Er meldete sich aus New York bei seinem Anwalt Dean McLaglen, und die Maßnahmen, die er ihm durchzuführen auftrug, paßten nicht zu dem Mann, den wir kannten und schätzten.

Mr. Silver und ich waren der Ansicht, hier müsse etwas faul sein, deshalb hatten wir uns nach New York begeben, doch bevor wir noch zu suchen angefangen hatten, war es zu einem höchst unerfreulichen Zwischenfall gekommen: Jemand hatte mir als höllischen

Willkommensgruß eine Furie ins Hotel geschickt.
Sie hätte mich töten sollen, aber es war ihr nicht gelungen, und es stellte sich heraus, daß das Höllenmädchen ein Duplikat von einem New Yorker Callgirl namens Julie Ross gewesen war.
Ich suchte sie auf und erfuhr von einem merkwürdigen Kunden, der sie kürzlich besucht hatte.
Sie kannte seinen Namen nicht, wußte nur, daß er als Filmvorführer in diesem Kinocenter arbeitete, vor dem ich nun stand.
Er mußte die Doppelgängerin geschaffen haben, und ich brannte darauf, ihn kennenzulernen.
Die Szenenfotos für den Film »Der Wolf« waren allein schon grauenerregend. Ich konnte mir vorstellen, was die Besucher im Kino erwartete. Jemand, der ein schwaches Herz hatte, sollte lieber draußen bleiben.
Ich sah den Filmstar Pino Genoffrio als Mensch und als Tier, und ich muß zugeben, daß ich noch nie eine perfektere Maske gesehen hatte.
Ich hatte schon oft mit Lykanthropeh, mit Werwölfen zu tun gehabt und wußte deshalb, wie sie aussahen.
Genoffrio als Monster war von einem echten Ungeheuer nicht zu unterscheiden. Dem Maskenbildner gebührte für seine tolle Leistung ein Oscar.
Ich betrat das Kino. Auf fünf Monitoren war zu sehen, welcher Streifen in den einzelnen Vorführsälen lief. Ich sah die Wolfsfratze. Mit glitzernden Augen starrte sie mich an.
Ein Segen, daß es sich nur um einen Film handelte.
Eine dicke blonde Frau saß in der Kinokasse und zählte die Einnahmen. Ich klopfte an das Glas, und sie ließ das Geld sofort verschwinden.
In New York muß man vorsichtig sein.
»Nur eine Frage«, sagte ich Richtung Membrane.
»Sie können *mich* fragen«, sagte jemand neben mir.
Ein Mann war es, der mir genauso mißtraute wie die Kassiererin. Hatte sich mein Gesicht verändert? Sah ich jetzt aus wie ein Halunke? Oder sahen diese Leute in jedermann einen Halunken?
Der Mann hielt einen Sicherheitsabstand, und er behielt mich aufmerksam im Auge. Ich fragte mich, was er wohl getan hätte, wenn ich rasch und unvermittelt meine Hand gehoben hätte.
Wahrscheinlich hätte er sofort nach der Polizei gebrüllt.
»Wo geht's hier zum Vorführraum?« wollte ich wissen.
Der Mann kniff die Augen zusammen. »Warum fragen Sie danach? Dort darf keiner rein!«
»Ich muß mit dem Filmvorführer reden.«
»Mr. Bloom hat während der Vorstellungen keine Zeit.«
»Wie heißt er?«

»Larry Bloom.«
»Wie lange arbeitet er schon hier?«
»Sieben Jahre.«
»Ist er immer allein, oder hat er einen Vertreter?«
»Herbert Shunt vertritt ihn, wenn er krank ist oder Urlaub hat. Warum interessiert Sie das?«
»Kam Mr. Bloom schon mal mit der Polizei in Konflikt?«
»Nein, noch nie. Larry ist ein anständiger Kerl… Ich möchte jetzt wirklich wissen…«
»Kam Ihnen Mr. Bloom in letzter Zeit irgendwie verändert vor?«
Der Mann sah mich ärgerlich an. »Hören Sie, ich beantworte Ihnen keine Frage mehr, wenn Sie mir nicht endlich sagen, wer Sie sind und was Sie von Larry Bloom wollen!«
»Ich sagte es ja schon, ich muß mit ihm reden. Darf ich nicht ausnahmsweise doch zu ihm?«
»Nein, ausgeschlossen. Unbefugten ist der Zutritt zum Vorführraum verboten. Wir sind hier kein technisches Museum. Wenn Sie sehen wollen, wie die Vorführgeräte funktionieren, sind Sie hier an der falschen Adresse.«
O nein, das war ich mit Sicherheit nicht. Larry Bloom mußte meiner Ansicht nach mit der Hölle in Verbindung stehen. In ihrem Auftrag schuf er von Julie Ross ein Duplikat und schickte es mit einem Mordauftrag zu mir.
Ich würde Bloom dafür zur Rechenschaft ziehen, aber das konnte ich dem Mann, der mir gegenüberstand, nicht sagen.
»Mr. Bloom hat zu arbeiten«, sagte er. »Wenn Sie unbedingt mit ihm reden wollen, müssen Sie warten.«
»Wie lange?«
»Der Wolf läuft am längsten. Er wird in etwa zehn Minuten zu Ende sein.«
Ich schaute auf meine Uhr. »Also fünf Minuten vor elf.«
»Genau«, sagte der Mann und zog sich zurück, aber er blieb so stehen, daß er mich weiterhin im Auge behalten konnte.
Die dicke Frau in der Kasse zählte die Einnahmen erst weiter, nachdem ich vier Schritte zurückgetreten war. Nacheinander gingen die Filme zu Ende, und dann war auf dem Monitor nur noch »Der Wolf« zu sehen. Ich verfolgte das Finale mit wachsender Spannung.

***

Kein geringerer als Atax, die Seele des Teufels, hatte den Körper des Filmvorführers Larry Bloom übernommen. Er hatte den Mann in der vergangenen Nacht getötet und befand sich nun in dessen Körper.
Als Larry Bloom hatte er den Menschen seit 3 Uhr vorgespielt, was sie sehen wollten. Er hatte die Vorführapparate bedient, wie es Bloom

Tag für Tag getan hatte, und er hatte ungeduldig auf die letzte Vorstellung gewartet.
Nun näherte sie sich ihrem Ende.
Einem Ende, mit dem Atax nicht einverstanden war, denn es mißfiel ihm, daß das Gute siegte.
Er war deshalb entschlossen, in dieser Vorstellung das Geschehen zu beeinflussen und den Schluß in seinem Sinn zu ändern. Diesmal sollten die Menschen die Bestie nicht besiegen.
Der Wolf sollte triumphieren!
Atax konzentrierte sich auf die Handlung, lenkte, veränderte, beeinflußte sie. Er prägte den Geschehnissen seinen grausamen Stempel auf, führte auf dämonische Weise Regie und ließ den handelnden Personen keine Chance.
Die Jäger kreisten das Monster ein.
Bisher hatte sich in dieser Szene der Untergang des Bösen abgezeichnet.
Diesmal gelang es dem Werwolf, den Ring der Menschen zu durchbrechen.
Mit kraftvollen Prankenhieben kämpfte sich das Scheusal frei, floh nicht mehr, versteckte sich auch nicht, sondern griff die Männer weiter an!
Aus den Jägern wurden Gejagte!
Der Wolf kontrollierte und diktierte das Geschehen…

***

»Das verstehe ich nicht«, sagte Gary London zu seiner Freundin. »Wie gibt's denn so etwas? Der Schluß ist ja auf einmal völlig anders.«
»Ich dachte, du hättest den Film noch nicht gesehen«, sagte Phyllis Tyler.
Das hatte er tatsächlich behauptet.
Jetzt sagte er: »Einmal habe ich ihn mir angesehen, um mich davon zu überzeugen, ob ich ihn dir zumuten kann.«
Was auf der Filmleinwand passierte, verwirrte ihn. Es lenkte ihn so stark ab, daß er kaum noch daran dachte, aus welchem Grund er mit Phyllis hergekommen war.
»Die haben auch noch einen anderen Schluß gedreht, und den zeigen sie uns heute«, sagte Gary verwundert. »Darauf hätte man hinweisen müssen.«
»Ein Film mit zwei verschiedenen Schlußversionen… Das gibt's doch nicht, Gary«, sagte Phyllis.
Er wies Richtung Leinwand. »Schau doch hin! Der Wolf hätte diesen Mann nicht töten dürfen, er hat es aber getan. Großer Gott, mir kommt vor, als würde das Monster auf einmal wirklich leben.«
»Hör auf, so entsetzlichen Unsinn zu reden!« sagte Phyllis

schaudernd. »Sonst gehe ich auf der Stelle!«

»Ich sage dir, da stimmt irgend etwas nicht. Bisher hat der Wolf in dieser Szene nie angegriffen!«

»Nie? Hast du den Film etwa schon mehrmals gesehen?«

»Was spielt denn das jetzt für eine Rolle, Phyllis?«

»Du warst mit anderen Mädchen in der Vorstellung.«

»Das ist doch jetzt unwichtig, Phyllis!«

»Für mich nicht! Oh, ich fange an, dich zu durchschauen, Gary London! Du bist ein ganz gemeiner, hinterlistiger Kerl!«

»Halt den Mund, Phyllis! Sei jetzt bitte still! Was dort vorn passiert, ist kein Film mehr, das ist… Verdammt noch mal, das ist blutige Realität!«

***

Gary London hatte recht. Er war der erste, der begriff, daß es in diesem Kino plötzlich nicht mehr mit rechten Dingen zuging.

Atax machte aus dem Spiel grausame Wirklichkeit. Einmal mehr bewies er, welche Kräfte er besaß.

Er setzte seine ganze Höllenmagie ein, um das plastische Geschehen zu beeinflussen, und er war im Produzieren von Horror noch erfinderischer als die Filmleute.

Der Werwolf wütete entsetzlich.

Die grellen Schreie seiner Opfer peinigten das Publikum. Einige Leute hätten den Kinosaal am liebsten fluchtartig verlassen, doch irgend etwas zwang sie, zu bleiben und sich das Grauen bis zum bitteren Ende anzusehen.

Jetzt gaben die Männer auf.

In allen anderen Vorstellungen war es ihnen gelungen, das Monster fertigzumachen. Diesmal gelang es ihnen nicht. Sie mußten fliehen.

Atax lachte rauh. »Ja, so gefällt mir die Geschichte schon besser.«

Drei Männer lebten nur noch, und sie rannten in heller Panik durch die nebelfeuchte Vollmondnacht, den Wolf auf den Fersen.

Die Projektionsfläche wurde zu einem Fenster, durch das man einen Blick in die Wirklichkeit warf.

Soeben wurden die Zuschauer Zeugen eines weiteren Wolfsmordes. Das Opfer wehrte sich verzweifelt. Doch das mordlüsterne Tier kannte keine Gnade.

Es wütete so grauenvoll, daß die Menschen sich fragten, wie es möglich war, daß so etwas im Kino gezeigt werden durfte.

Doch Atax ließ es nicht dabei bewenden. Er ließ hier nicht nur den Horror wahr werden, er wollte auch Pino Genoffrio für sein ketzerisches Tun bestrafen.

Der Schauspieler hatte ein Monster gespielt, nun wollte Atax dafür sorgen, daß der Mann auch wirklich zum Monster wurde.

Er schuf zwischen dem Darsteller im Kino und dem Schauspieler eine magische Brücke, über die den Mann eine geballte Höllenladung treffen konnte. Schwarze Kraft würde von ihm Besitz ergreifen und ihn zwingen, sich zu verwandeln.

Atax grinste.

Und der Horror eskalierte!

***

Der Produktionschef hatte ein Studiofest arrangiert. Es war der letzte Drehtag, der letzte Take war im Kasten, und alle waren zufrieden und bester Laune. Ein kaltes Büfett von riesigen Ausmaßen war in der Dekoration aufgebaut worden. Es wurde gegessen, getrunken, gefachsimpelt.

Die Atmosphäre war locker und gelöst, man war entspannt und erleichtert und davon überzeugt, daß die neue fünfteilige TV-Serie ein Hit werden würde.

Starlets und Komparsen versuchten auf sich aufmerksam zu machen, um von einem der maßgeblichen Leute bald wieder verpflichtet und für neue, vielleicht größere Aufgaben herangezogen zu werden.

Man hatte auf Hawaii die Außenaufnahmen gedreht und hier die Innenaufnahmen gemacht.

»Hula«-Mädchen hatten allen Männern Blumenkränze umgehängt und sie geküßt.

Pino Genoffrio war an diesem Abend besonders oft geküßt worden.

Er war der absolute Star in diesem Studio. Man strich ihm um den Bart, verhätschelte ihn, machte ihm Komplimente, und er bekam von jedem zu hören, daß er der Größte wäre.

Kein Wunder, seine Auftritte im Fernsehen brachten die höchsten Einschaltquoten, und seine Filme brachen alle bisherigen Zuschauerrekorde.

Er war endlich jemand.

Lange hatte er davon geträumt und sich gewünscht, daß die Menschen ihn einmal schätzen und zu ihm aufblicken würden. Er hatte verbissen um diesen Erfolg kämpfen müssen, er war ihm nicht, wie einigen andern, in den Schoß gefallen.

Seine Eltern, sizilianische Auswanderer, waren bettelarme Leute gewesen. Als Pino seinem Vater auf die Frage, was er einmal werden wolle, geantwortet hatte: »Schauspieler«, hatte ihm der kranke alte Mann eine Ohrfeige gegeben und ihn angebrüllt, er möge endlich zu träumen aufhören und sich für einen »ordentlichen« Beruf entscheiden.

Etwas »Ordentlicheres« als den Job eines Hafenarbeiters konnte Pino Genoffrio nicht kriegen.

Er schuftete wie ein Tier, legte jeden Cent beiseite, machte

Überstunden bis zum Umfallen und nahm privat Schauspielunterricht. Obwohl ihm sein Lehrer, ein abgetakelter Broadwaystar, von Anfang an großes Talent bescheinigte, war es ein langer, dornenreicher und steiniger Weg nach oben.

Die Rollen, die er zu Beginn seiner Karriere angeboten bekam, wurden von anderen Schauspielern abgelehnt, weil sie der Ansicht waren, daß die Parts nichts hergaben.

Pino Genoffrio nahm sie an und zeigte seinen hochnäsigen Kollegen, daß man etwas daraus machen konnte.

So wurde man in der Branche auf ihn aufmerksam.

Bald hieß es: »Genoffrio… Den Namen muß man sich merken.«

Es war sein richtiger Name. Er lehnte es ab, einen Künstlernamen anzunehmen, und heute war seine Mutter - sein Vater lebte nicht mehr - ungeheuer stolz, wenn ihr überall der Name ihres Sohnes entgegenstrahlte.

Steil aufwärts ging es mit ihm, als ihn der Starmanager Abe Croner unter seine Fittiche nahm. Abe machte aus dem hervorragenden Charakterdarsteller Pino Genoffrio eine begehrte Ware, die jeder haben wollte.

Aber es war nicht immer der Meistbietende, der das Rennen machte, sondern der, der das künstlerisch interessanteste Angebot zu machen hatte.

Die Rolle des Werwolfs in »Der Wolf« wollte Pino Genoffrio ursprünglich nicht übernehmen. Als er dann aber erfuhr, wer das Drehbuch schrieb, wer Regie führen sollte, wer für die Musik und den Schnitt verpflichtet worden war, nahm er das Angebot an, denn es ermöglichte ihm, mit den Besten der Besten zusammenzuarbeiten, und ihrer aller Mühe hatte sich gelohnt.

Es war ihnen gelungen, selbst den schaurigen Horror zur großen Kunst hochzustilisieren.

Es stand heute schon fest, daß Pino Genoffrio und seine Freunde mit diesem Streifen einen Klassiker in diesem Genre geschaffen hatten, und darauf durften sie alle mit Recht stolz sein.

Genoffrio wirkte inmitten der vielen Menschen, von denen das Fernsehstudio bevölkert war, beinahe unscheinbar und schüchtern.

Niemand sah ihm jetzt an, wieviel Persönlichkeit er vor der Kamera zu entfalten vermochte und wie wandlungsfähig er war.

Wie ein netter, bescheidener Junge sah er aus, und das wollte er auch immer bleiben - nett und bescheiden. Er wollte nie vergessen, woher er kam, was hinter ihm lag.

Das Leben war für ihn eine harte Schule gewesen, die er meisterhaft abgeschlossen hatte. Heute gehörte er zu den zehn gefragtesten Stars von Amerika, aber er hatte nicht das unnahbare Gehabe eines Superstars.

Er war noch nie über Leichen gegangen, hatte sich niemals vorgedrängt. Die Zuverlässigkeit und die Qualität, die er zu bieten hatte, hatten ihm jenen Platz beschert, der ihm zustand.

Für die Probleme anderer Kollegen hatte er stets ein offenes Ohr, und er half, ohne Dank zu erwarten, wenn es ihm möglich war.

Ein edler, wertvoller Mensch war dieser Pino Genoffrio.

Nach ihm streckte das Böse seine unsichtbaren Krallen aus…

Ein Champagnerglas in der Hand, stand Pino Genoffrio mit Gena Gardner beisammen. Gena war eine umwerfende Schönheit, kein oberflächliches Sexsymbol, sondern eine Filmgöttin mit einer ungeheuren Ausstrahlung.

Es war lange beabsichtigt gewesen, Gena und Pino in einem Film zusammenzubringen, doch es hatte nie geklappt. Einmal waren die Termine nicht zu vereinbaren gewesen, dann wiederum hatte Pino Genoffrio das Drehbuch abgelehnt, oder Gena hatte die Rolle, die man ihr anbot, für zu klein befunden.

Doch endlich, nach langem Suchen nach dem richtigen Stoff für die beiden, hatte man ein Projekt realisiert, das die Fernsehzuschauer zu Begeisterungsstürmen hinreißen würde.

Gena Gardner musterte ihren Partner mit grünen, strahlenden Augen. Sie war dunkelhaarig wie er, und an ihrem schönen Gesicht gab es nichts auszusetzen.

»Es war ein Vergnügen, mit dir zu arbeiten, Pino«, sagte die Schauspielerin.

Er lächelte jungenhaft. »Dieses Kompliment kann ich nur zurückgeben.«

»Wir sollten bald wieder etwas zusammen machen.«

»Sehr gern. Ich werde Abe Croner sagen, er soll die Augen nach einem guten Stoff offenhalten.«

»Soll ich dir etwas verraten, Pino? Ich habe von dir einiges dazugelernt.«

Er schmunzelte. »Du bist eine großartige Schauspielerin.«

»Ich habe oft die Ruhe bewundert, mit der du an deine Aufgabe herangehst. Rings um dich herum herrscht Hektik, aber du läßt dich nicht aus der Fassung bringen… Und wie du manche Szene runterspielst… Ein Blick nur, oder ein kurzes Zucken mit den Lippen… Du setzt deine Mittel viel sparsamer ein als andere. Ich glaube, daß darin dein Erfolg liegt. Du stellst eine Figur, nicht nur dar, du *bist* die betreffende Person.«

»Du arbeitest genauso.«

»Ja, aber niemand vermag sich so perfekt mit einer Figur zu identifizieren wie du.«

Abe Croner kam vorbei. »Na, ihr beiden. Amüsiert ihr euch gut? Ihr werdet das Traumpaar des Jahres. Ich muß mir mit euch unbedingt

etwas einfallen lassen. Es wäre ein Verbrechen an der Menschheit, euch den Leuten nur dieses eine Mal zu präsentieren. Stellt euch vor, wir haben noch nicht einmal einen Sendetermin für die Serie festgelegt, aber die Firmen kämpfen bereits um Werbezeiten. Sie zahlen Höchstpreise. Was haltet ihr davon, die Serie fortzusetzen? Es steht nirgendwo geschrieben, daß sie nach der fünften Folge zu Ende sein muß. Die richtigen Autoren machen daraus bestimmt noch eine tolle Sache.«

Pino Genoffrio lachte. »Nun laß die Serie erst mal starten und uns sehen, ob sie wirklich ein so großer Erfolg wird, wie du meinst.«

»Du bist davon nicht überzeugt?«

»Man kann Erfolge nicht vorausberechnen. Das Publikum ist immer eine Unbekannte.«

»Ich bin sicher, daß wir mit dieser Produktion einen echten Hit landen. Mit dir und Gena könnten wir sogar das Telefonbuch verfilmen. Auch das würde ein Erfolg werden… Ich behalte meine Idee im Auge«, sagte der Manager und ließ sie allein.

Genoffrio grinste. »Er ist ein verrückter Kerl, aber ich schulde ihm ungemein viel.«

»Wie sehen deine nächsten Pläne aus?« wollte Gena Gardner wissen.

»Nächsten Monat beginnen die Dreharbeiten zu einem Kinofilm. Danach möchte ich wieder Theater spielen. Abe wird zwar dagegen sein, aber ich denke, ich werde mich durchsetzen. Ich brauche den direkten Kontakt zum Publikum. Und was hast du vor?«

Gena hob die Schultern. »Erst mal mache ich drei Wochen Urlaub in Griechenland. Eine kleine Insel, ein paar gute Freunde, kristallklares Wasser und den ganzen Tag Ruhe, Erholung und Sonnenschein. Würde dir das nicht auch gefallen?«

»Es klingt verlockend.«

»Warum kommst du nicht einfach mit?«

»Was würden deine Freunde dazu sagen?«

»Sie würden sich freuen, dich kennenzulernen.«

»Auch der Mann, der auf dich wartet?«

»Ich weiß, was du meinst. Es gibt keinen solchen Mann, Pino, aber… wenn du möchtest… könntest du dieser Mann sein.«

Pino Genoffrio lächelte. »Ich denke, ich wäre ein Idiot, wenn ich dieses Angebot nicht annehmen würde.«

Ihr Augenaufschlag setzte irgend etwas in ihm in Brand. »Du wirst diesen Entschluß nicht bereuen, das verspreche ich dir.«

Genoffrio zuckte plötzlich zusammen, als hätte er einen Nackenschlag erhalten. Seine dunklen, fast schwarzen Augen weiteten sich.

»Ist was nicht in Ordnung, Pino?« fragte Gena Gardner.

Schweißperlen traten auf seine Stirn, und er zitterte, als hätte er

einen heftigen Schüttelfrost.
»Pino, um Himmels willen, was hast du?« fragte die Schauspielerin beunruhigt.
Er zerdrückte das Champagnerglas. Patsch! machte es, und die Scherben zerschnitten seine Hand. Der Champagner spritzte nach allen Seiten, traf Genoffrio, klatschte in Genas Ausschnitt und versickerte zwischen ihren Brüsten.
»Pino!« schrie sie erschrocken.
Damit alarmierte sie alle, die im Studio waren, und vor allem Abe Croner, den Manager des Stars, für den Pino Genoffrio so wichtig wie sein eigener Augapfel war.
Croner eilte herbei.
Von allen Seiten drängten die Leute heran, bildeten einen Kreis um Pino, Gena und den Manager.
»Das muß eine Nervensache sein!« stieß Abe Croner aufgeregt hervor.
Genoffrio schüttelte es jetzt schon so heftig, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.
»Einen Arzt! Ruft schnell einen Arzt!« schrie Croner.
Er wollte seinen Schützling stützen, doch als er den Schauspieler berührte, riß dieser sich sofort los und stieß ein feindseliges Knurren aus. Der Blick des Stars war so verletzend, daß Croner unwillkürlich der Atem stockte.
»Pino, was ist los mit dir? Ich bin es doch! Erkennst du mich nicht?«
Genoffrios Gesicht verzerrte sich, er bleckte die Zähne. Alle sahen es - irgend etwas Schreckliches ging mit Pino Genoffrio vor.
Der Schauspieler leckte sich die Lippen, und Abe Croner hatte den Eindruck, die Zunge wäre länger geworden.
Und dieses furchtbare Knurren… Croner mußte gleich an den Film »Der Wolf« denken. Eine ähnliche Szene hatte es in dem Streifen gegeben, und Pino hatte sich in eine bluthungrige Bestie verwandelt.
Aber das war ein Film gewesen, und Croner hatte, wenn es ihm seine Zeit erlaubte, dabei zugesehen, wie er entstanden war.
Abe Croner glaubte plötzlich zu verstehen. Er lachte erleichtert auf. »Er spielt uns was vor! Er zeigt uns, wie er zum Ungeheuer wurde! Mann, Pino, hast du uns einen Schrecken eingejagt! Das darfst du nicht noch mal machen, sonst trifft deinen gestreßten Manager glatt der Schlag.«
Genoffrio knurrte.
»Ja, ja, schon gut, Pino. Überzieh den Gag nicht, sonst kann keiner mehr darüber lachen. Komm, laß deine Hand sehen. Großer Gott, warum hast du's denn so übertrieben? Du bist ja wirklich verletzt.«
Croner griff nach der Hand des Schauspielers.
Da brüllte dieser auf, als hätte ihm sein Manager einen heftigen

Schmerz zugefügt, und dann schlug er zu.
Seine Faust, stärker behaart als noch vor ein paar Minuten, traf Abe Croner und warf ihn nieder.
»Verdammt, er hat den Verstand verloren!« brüllte der Manager. »Bist du wahnsinnig, Pino? Was hast du vor? Willst du mich umbringen?«
Genoffrio wollte sich auf ihn stürzen.
»Haltet ihn zurück!« schrie der Manager aus Leibeskräften. »Helft mir! Packt ihn und haltet ihn fest!«
Mehrere Männer traten hinter den Schauspieler, der ihrer Meinung nach plötzlich den Verstand verloren hatte.
Gena Gardner hatte Angst vor Pino Genoffrio. Verstört wich sie zurück, und sie bereute schon, ihm angeboten zu haben, sie nach Griechenland zu begleiten. Schaudernd stellte sie sich vor, was passiert wäre, wenn es erst auf der Insel zu diesem Anfall gekommen wäre - wenn sie mit Pino irgendwo allein am Strand gelegen hätte.
Die Folgen wären nicht abzusehen gewesen.
Was war mit Pino los? Diese Frage stellten sich alle. Wieso drehte er auf einmal durch? Abe Croner war zu ihm wie ein Vater, und die beiden verband seit Jahren eine wetterfeste Freundschaft.
Es wäre für alle undenkbar gewesen, daß Pino Genoffrio einmal die Hand gegen seinen Manager erheben würde, und doch war es dazu gekommen. Völlig grundlos.
Hatte Pino zuviel gearbeitet? War er deshalb durchgedreht?
Den wahren Grund kannten sie alle nicht.
Der wahre Grund hieß Atax, ein Dämon, der sich die Seele des Teufels nannte.
Zu viert vermochten die Männer den Schauspieler nicht zu halten. Genoffrio bäumte sich wild auf und sprengte ihren Griff. Dann schüttelte er sie ab und wandte sich ihnen zu.
Sie prallten verdattert zurück.
Pino Genoffrios Gesicht hatte sich verändert, die gesamte Kopfform wurde anders, und ein mörderisches Höllenfeuer loderte in seinen Augen.
Immer dichter werdendes Haar sproß aus seiner Haut, wurde zu einem graubraunen Fell. Auf dem Schädel zuckten spitze Wolfsohren, und gefährliche Reißzähne schimmerten im Maul der Bestie.
Das war kein Gag, das war brutale, erschreckende Wirklichkeit!
Pino Genoffrio verwandelte sich vor aller Augen in ein grauenerregendes Monster.

***

Mr. Silver hatte gehofft, Mago hier in New York zu begegnen, aber er hätte sich Zeit und Ort gern selbst ausgesucht, anstatt von Mago und

dessen Schergen hier überrumpelt zu werden.

Die ghoulähnlichen Wesen hatten einen gedrungenen Körper. Mr. Silver überragte sie um einen halben Meter, aber er wußte, wie gefährlich sie mit ihren Höllenpeitschen waren.

Eine für Menschen tödliche Magie befand sich in den Waffen, und der Ex-Dämon hatte am eigenen Leib erfahren, wie verheerend die Kraft der Peitschen selbst für einen Dämon war.

Sie hatten ihm damals seine übernatürlichen Fähigkeiten geraubt und ihn schwach und verletzbar wie einen Menschen gemacht.

Grün glänzte die Haut der häßlichen Ungeheuer. Stumpfe Hörner befanden sich auf ihrem kahlen Schädel, und sie bleckten gelbe Rattenzähne.

Einer von ihnen hatte Timmy Willobys Mutter zum Totenkopf-Zombie gemacht. Wo die gefährliche Frau nun war, wußte wahrscheinlich nur Mago, der Schwarzmagier.

Die finsteren Mächte hatten Mago vor langer Zeit als Jäger der abtrünnigen Hexen eingesetzt, und in dieser Funktion war er bereits mehrmals auf Roxanes Spur gewesen.

Und auch hinter Oda… Sie hatte er inzwischen erwischt und mit dem Höllenschwert getötet.

Allein der Gedanke daran machte Mr. Silver rasend vor Wut. Er hatte Oda, die weiße Hexe, sehr gern gehabt. Sie war ein wunderbares Mädchen gewesen, Roxanes beste Freundin, und sie hatte Lance Selby mit jeder Faser ihres Herzens geliebt.

Vorbei.

Sie lebte nicht mehr, und wie es aussah, würde wohl auch Lance Selby bald sterben.

Aber Mago lebte immer noch!

Der graugesichtige Dämon mit den spitzen Ohren und der gespaltenen Schlangenzunge war hager und trug ein braunes Lederwams. Er stand hinter seinen Schergen, als suchte er Schutz.

Die grünhäutigen Wesen hatten ihre Höllenpeitschen ausgerollt, und ein einziger Befehl hätte genügt, dann hätten sie auf Mr. Silver eingeschlagen.

Der Schwarzmagier grinste. »Sie sind hinter dir her«, sagte er schadenfroh. »Sie haben dich gejagt wie einen Hasen.«

»Stimmt, aber sie wollen eigentlich nicht mich, sondern Metal, den feigen Bastard!« fauchte Mr. Silver. »Wo ist er?«

»Wir mußten das Versteck wechseln, nachdem das mit Jane Willoby passiert war.«

»Ihr seid wegen Atax hier.«

Mago lachte. »Du bist gut informiert.«

»Es war eine reine Spekulation.«

»Mit der du ins Schwarze getroffen hast. Ja, wir sind nach New York

gekommen, weil Atax in dieser Stadt ist - und nun bist du uns in die Hände gefallen.«

Mr. Silvers Haut überzog sich mit einem silbernen Flirren.

Mago hob die Hand. »Was immer du vorhast, laß es sein!« sagte er lispelnd. »Wir sind in der Überzahl. Ein Wink von mir würde genügen, und du wärst erledigt. Meine Schergen warten nur darauf, dich mit ihren Peitschen zu treffen!«

»Vielleicht kommst du nicht mehr dazu, ihnen diesen Wink zu geben!« knurrte der Ex-Dämon.

»Besser, du bestehst nicht auf dieser Kraftprobe!« sagte Mago drohend. »Wenn du es auch nicht wahrhaben willst, wir sind dir überlegen!«

Der Schwarzmagier hatte recht, aber Mr. Silver würde bei einem Angriff auf jeden Fall noch soviel Zeit haben, den Jäger der abtrünnigen Hexen mit seinem Feuerblick zu treffen.

»Als du hier herunterkamst, hätten wir dich sofort ausschalten können«, sagte Mago. »Wir haben es nicht getan.«

Der Ex-Dämon grinste verächtlich. »Du hast doch nicht etwa in dir freundschaftliche Gefühle für mich entdeckt!«

»Mein ganzer Haß richtet sich derzeit nur gegen einen.«

»Atax.«

»Sehr richtig, denn er hat alle meine Pläne zunichte gemacht.«

»Er sorgte dafür, daß du das Höllenschwert verlorst. Die Waffe gehört jetzt wieder mir, und ich hoffe, dir damit schon bald den verdammten Schädel abschlagen zu können!«

»Redet man so mit jemandem, der einem gerade eben das Leben geschenkt hat?« fragte Mago.

Der Ex-Dämon kniff die perlmuttfarbenen Augen zusammen. »Was willst du? Weshalb bist du hier?«

»Als ich erfuhr, daß die Polizei hinter dir her ist, dachte ich mir, du könntest Hilfe gebrauchen.«

»Ich habe deine Hilfe nicht nötig! Ich kann mir selbst helfen! Ich werde nicht zulassen, daß du etwas für mich tust! Du hast Angst vor Atax, wagst ihm nicht allein entgegenzutreten, deshalb schaust du dich nach Verbündeten um.«

»Warum sollte ich es leugnen? Es ist so. Es stimmt zwar nicht, daß ich mich vor Atax fürchte, aber ich möchte ihm eine schmachvolle Niederlage bereiten.«

»Und dafür ist dir jedes Mittel recht«, sagte der Ex-Dämon spöttisch. »Sogar mit mir versuchst du dich zu arrangieren.«

»Was stört dich daran?«

»*Du!*« stieß der Hüne wütend hervor. »Du störst mich, verdammter Höllenhund! Denn du hast Oda umgebracht! Das verzeihe ich dir nie!«

»Vergiß Oda! Denk daran, was dir ein Bündnis mit mir bringt,

Silver!«
»Nur Ärger.«
»Atax ist doch auch dein Feind. Warum bekämpfen wir ihn nicht gemeinsam? Das wäre doch nur vernünftig. Zusammen haben wir gegen ihn die besseren Chancen.«
Mr. Silver grinste. »Vielleicht habe ich nichts mehr gegen Atax. Vielleicht bin ich ihm dankbar dafür, daß er mir das Höllenschwert wieder in die Hände gespielt hat.«
»An deiner Einstellung zu Atax hat sich bestimmt nichts geändert, dafür haßt du ihn viel zu sehr. So einen Gesinnungswandel kannst du mir nicht einreden.«
»Na schön, ich hasse Atax ebenso wie dich, und ich möchte euch beide tot sehen. Also werde ich mich aus eurer Auseinandersetzung heraushalten, zusehen, wie ihr euch zerfleischt, und gegen den antreten, der übrigbleibt… Das Höllenschwert wartet - entweder auf Atax oder auf dich!«
»Ist das dein letztes Wort?« fragte Mago zornig.
»Ja«, erwiderte Mr. Silver hart.
»Dann stirb!« zischte der Schwarzmagier.
Und seine Schergen schwangen die Peitschen.

***

Captain Al Brewster setzte sich mit einem der Scharfschützen im Hinterhof in Verbindung.
»Wie sieht's aus bei euch, Anderson?«
Anderson befand sich auf dem Dach einer Baracke. Er und sein Kollege behielten die Hintertür im Auge.
»Er läßt sich nicht blicken, Captain.«
»Paßt weiterhin verteufelt gut auf. Silver darf uns auf keinen Fall entkommen. Sieben Mann befinden sich zur Zeit im Haus. Vielleicht schaffen sie's, den Kerl zu kassieren. Sollte es ihnen nicht gelingen, kann er meines Erachtens nur bei euch rauskommen, aber seid auf der Hut. Schaut zuerst genau hin, bevor ihr drauflosballert. Ich möchte nicht, daß es einen meiner Leute erwischt. Ende!«
Der Captain wandte sich an Lieutenant Holmes.
Reporter wieselten zwischen den Einsatzfahrzeugen der Polizei umher.
»Sag mal, Emerson, bist du blind? Verdammt noch mal, wieso unternimmst du nichts gegen diese Leute? Herrgott, worauf wartest du denn? Bis sie dir und mir auf die Hühneraugen latschen? Verscheuch diese Aasgeier! Ich will in dieser Sackgasse keinen einzigen Reporter sehen! Hast du mich verstanden? Keinen einzigen Reporter!«
»Ist ja schon gut, Al, reg dich ab«, sagte der Lieutenant beschwichtigend.

»Schaff sie mir vom Hals, sonst sehe ich rot, Emerson! Du weißt, wie sehr ich diese Leute mag. Du hast noch nicht einmal was gesagt, da drehen sie dir schon das Wort im Mund um.«

Emerson Holmes trommelte schnell ein paar Cops zusammen und säuberte mit ihrer Hilfe die Sackgasse von Reportern. Um ihre Proteste kümmerte er sich nicht. Es war ihm wichtiger, mit dem Captain in Frieden zu leben.

Beißender Gestank lag in der Luft.

Lieutenant Holmes kehrte zu seinem Vorgesetzten zurück. »Die Reporter sind weg, Al.«

Captain Brewster nickte grimmig. »Ich hätte nichts dagegen, wenn du ein bißchen selbständiger wärst, Junge. Du hättest ruhig von selbst darauf kommen können, sie zu verscheuchen.«

Der Lieutenant schwieg. Sie waren Freunde, aber wenn Al sich aufregte, wurde er manchmal ungenießbar. Da war es dann ratsam, den Mund zu halten.

Captain Brewster schüttelte verwundert den Kopf. »Ich möchte bloß wissen, wie es der Kerl dort drinnen so lange ohne Gasmaske aushält.«

***

Geduckt lag der Werwolf auf einem grauen, stellenweise mit Moos bewachsenen Felsen.

Die Schritte eines Menschen tappten heran, verharrten, tappten weiter durch den Nebel. Schwaden krochen wie Gespenster in den Zuschauerraum, und die Menschen hatten das Gefühl, Kälte würde in ihre Knochen sickern.

Sie fröstelten und verfolgten schaudernd, was Atax neu für sie inszeniert hatte. Nichts passierte mehr so, wie es im Drehbuch gestanden hatte, wie es verfilmt worden war, wie es Gary London schon mehrmals gesehen hatte.

Das Finale brachte einen blutigen Triumph des Bösen.

Der Wolf spannte die Muskeln, und es gab einige im Zuschauerraum, die dem ahnungslosen Opfer eine Warnung zurufen wollten, aber die Angst schnürte ihnen die Kehle so sehr zu, daß sie keinen Laut über die Lippen brachten.

Das Monster sprang.

Der Mann brach schreiend zusammen.

Ein Mann lebte jetzt nur noch, und den jagte die Bestie gnadenlos. Ein Kinosaal voller Menschen blickte durch das Fenster des Grauens in eine entsetzliche Wirklichkeit.

Der Mann lief um sein Leben. Immer wieder drehte er sich um. Das Gewehr schwang mit, und er zog den Stecher durch. Der Schuß peitschte, und die Kugel, die den Werwolf verfehlte, sauste durch den Kinosaal.

»Mein Gott«, stöhnte Hank Parrish verstört. »Der schießt wirklich… Das sind echte Kugeln! Runter, Rebecca! Geh in Deckung!«

Er griff nach ihrem Nacken, packte fest zu und zog sie mit sich auf den Boden.

Sie quietschte erschrocken, als sie vom Stuhl fiel.

Die nächste Kugel bohrte sich in die Lehne jenes Stuhls, auf dem Hank Parrish noch vor wenigen Augenblicken gesessen hatte.

»Heilige Madonna!« entfuhr es dem jungen Mann, und er spürte, wie das Blut aus seinem Gesicht wich.

Wenn er nicht so prompt reagiert hätte wäre er jetzt tot gewesen. Getötet von einer zum Leben erwachten Filmfigur. Wahnsinn war das.

Rebecca Rowland zitterte und weinte. »Hilf mir, Hank!« flehte sie. »Bitte, bitte hilf mir!«

Das hätte er gern getan, aber er wußte nicht, wie. Was er für sie tun konnte, war schon geschehen. Nun blieb ihnen nichts weiter übrig, als abzuwarten.

Begreifen konnte Hank nicht, was passierte, aber er war sicher, daß er in diesem Kino nicht der einzige war, dem es so ging.

Er versuchte nicht, zu verstehen, weil er wußte, daß es ihm ohnedies nicht gelingen würde. Er konnte sich nur mit den Tatsachen abfinden - und reagieren, wenn es brenzlig wurde.

Hoffentlich geht das für uns gut aus! dachte er und preßte die bebenden Kiefer fest zusammen.

Der Mann, hinter dem der Wolf her war, verfeuerte seine letzte Kugel. Das Geschoß bohrte sich in die Wand. Putz rieselte auf den Mann, der darunter saß. Er zog verstört den Kopf ein.

Die Bestie trieb ihr Opfer in die Enge.

Da war ein Schloßhof mit hohen grauen Mauern. Unkraut wuchs aus den Rissen. Der Verfolgte sprang hinter eine Schlehdornhecke.

Die Angst, die auf seinem Gesicht lag, war nicht gespielt, sie war genauso echt wie der Mann selbst und das mordlüsterne Ungeheuer.

Das Opfer drehte die leergeschossene Waffe um, schloß die Hände um den brünierten Lauf. Jetzt war das Gewehr eine Keule.

Damit wollte sich der Mann bis zum letzten Atemzug verteidigen. Gespannt starrte er in die Dunkelheit. Gerade eben noch hatte er das Monster gesehen, nun war es verschwunden, aber der Mann atmete nicht erleichtert auf.

Er wußte, daß die Gefahr nach wie vor vorhanden war. Wenn er den Wolf auch nicht sehen konnte, so spürte er doch, daß das Tier ganz in seiner Nähe war.

Der Schweiß glänzte auf seiner Stirn, und jedes Geräusch erschreckte ihn. Fortwährend zuckte er heftig zusammen, wandte sich mal hierhin, mal dahin.

Das Grauen, das ihm tief in den Knochen steckte, war ihm deutlich

anzusehen, und etwa zweihundert Menschen im Kinosaal bangten um sein Leben.

Allen schien klar zu sein, daß er sterben würde. Es hätte die Möglichkeit bestanden, ihm beizustehen, doch keiner brachte den Mut auf, sich zu erheben.

Der Vollmond hing über dem alten, unheimlichen Schloß. Der Mann stand im Schlagschatten des alten Bauwerks.

Urplötzlich tauchte die Bestie hinter ihm auf.

Den Zuschauern stockte der Atem. Irgend jemand stieß einen Warnschrei aus, auf den der Mann sofort reagierte.

Er kreiselte herum.

Hoch aufgerichtet stand der Werwolf da. Der Mann sah ihn und drosch ihm den Gewehrkolben mitten in die Monsterfratze.

Die Wucht des Schlages warf das Scheusal drei Schritte zurück. Das Opfer ergriff sofort wieder die Flucht, hetzte an der Schloßfront entlang und suchte nach einer Tür.

Er suchte nach dem Griff, fand einen Eisenring, drehte diesen, aber es war abgeschlossen. Der Mann bekam die Tür nicht auf.

Er rüttelte verzweifelt am Ring, klapperte damit und schlug mit der Faust gegen die dicken Türbohlen.

»Macht auf!« brüllte er. »Laßt mich rein! Ich bin in großer Gefahr! Ihr müßt mir helfen!«

Niemand reagierte auf sein Schreien. Niemand - außer einem!

Der Wolf kam. Sein Opfer stieß sich mit einem irren Schrei von der Tür ab und warf sich der Bestie entgegen.

Er stieß dem Untier das Gewehr in den Bauch und versuchte nach links zu entkommen, doch ein Prankenhieb fällte ihn.

Er lag auf dem Rücken, das Monster stand über ihm, knurrte grauenerregend und bleckte die fürchterlichen Reißzähne.

Seine Schnauze stieß auf das Opfer herab, und eine beklemmende Stille brach aus.

Im Kinosaal wagte sich keiner zu rühren. Jeder dachte, wenn er sich bewegte, würde das schreckliche Monster auf ihn aufmerksam werden.

Aber es nützte auch nichts, daß die Leute sich still verhielten. Die Bestie wußte, daß sie da waren und all die grausamen Morde mit angesehen hatten.

Sie ließ von ihrem Opfer ab und wandte sich dem Kinopublikum zu. Einige ahnten, was nun passieren würde, und sie traf vor Angst fast der Schlag.

Zitternd duckten sie sich oder rutschten in ihrem Sessel so weit wie möglich nach unten.

Schon lange gab es niemanden mehr im Kinosaal, der nicht begriffen hatte, daß es sich hier um keinen Film mehr handelte, sondern daß

das entsetzliche Wirklichkeit war.

Erklären konnten sie es sich alle nicht, wie es möglich war; sie sahen nur ein, daß sie sich damit abfinden mußten.

Jetzt setzte das Ungeheuer zum Sprung an. Kraftvoll stieß es sich ab, und dann flog die Bestie in den Kinosaal hinein…

***

Der Mann, der mich nicht zu Larry Bloom ließ - sein Name war Milt Jennings, wie ich später erfahren sollte -, zündete sich eine Zigarette an.

Die dicke Frau hinter der Glasscheibe der Kasse war endlich mit ihrer Abrechnung fertig, und ich hatte das Gefühl, auf glühenden Kohlen zu stehen.

Die Zeit schleppte sich dahin. Sie zog sich wie Kaugummi, und meine Ungeduld ließ sich kaum noch bändigen.

Bloom hatte mir ein Killermädchen ins Hotel geschickt, und ich durfte nicht zu ihm. Verrückt.

Ich hätte mich mit Gewalt durchsetzen können. Milt Jennings hätte sicherlich nicht den Mut gehabt, mich aufzuhalten, wenn ich ihm meinen Colt Diamondback gezeigt hätte.

Okay, auf diese Weise wäre ich sofort zu Bloom gelangt, aber während ich mir den Mann dann vorgeknöpft hätte, hätte Milt Jennings nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die Polizei zu alarmieren, und ein solches Aufsehen war mir nicht recht.

Wenn es möglich war, wollte ich die Behörden aus meinen Angelegenheiten raushalten. Sie konnten mir nämlich eine Menge Schwierigkeiten machen, und es gab keinen Tucker Peckinpah mehr, der die Sache für mich planieren konnte.

Wie es aussah, würde der Peckinpah, der irgendwo in New York war und den ich finden wollte, keinen Finger für mich rühren.

Er hatte mich fallenlassen wie eine heiße Kartoffel, wie man so schön sagt. Freunde? Partner? Waren wir das noch?

Die dicke Frau kam aus ihrem Käfig. Die Tageseinnahmen befanden sich in einer abgegriffenen Kunstledertasche, die die Kassiererin wie ein Heiligtum an ihren Busen preßte.

Milt Jennings warf einen Blick auf den Monitor, um zu sehen, wie lange der Film noch ging.

Der Mann machte plötzlich ein dummes Gesicht. Irgend etwas schien sein Fassungsvermögen zu übersteigen.

Er *drückte* die Zigarette in einen Wandaschenbecher und sagte verdattert zu der dicken Frau: »Sieh dir das an, Cilly. Das ist doch nicht unser Film! Ich habe ihn so oft gesehen, daß ich ihn auswendig kenne. Diese Szene kommt überhaupt nicht vor. Begreifst du das?«

Er begriff es nicht, die Frau auch nicht, aber mir schwante

Schreckliches, und als ich die Bestie in den Zuschauerraum springen sah, wußte ich, daß ich nicht länger hier draußen bleiben durfte.

***

Ich stürmte los.

»Halt!« schrie Milt Jennings. »Wohin wollen Sie?«

Er konnte nicht erwarten, daß ich ihm darauf eine erschöpfende Auskunft gab. Jede Sekunde war kostbar.

Ich wollte an ihm vorbeirennen, er sprang mir in den Weg, sprang aber sofort wieder mit schreckgeweiteten Augen zurück, als ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter riß.

»Ein Wahnsinniger!« schrie Jennings entsetzt. »Ich hab's geahnt! Er überfällt ein Kino!«

Auf dem Monitor spielten sich schreckliche Szenen ab. Der Kinosaal glich einem Ameisenhaufen.

Alles bewegte sich. Menschen lagen zwischen den Sitzreihen, andere versuchten einen der Ausgänge zu erreichen.

Die Menschen behinderten sich gegenseitig in heller Panik, schrien und schlugen aufeinander ein, um sich einen Vorteil zu verschaffen.

Ich erreichte die Tür, die in den Saal führte, in dem sich diese Schreckensszenen abspielten.

Als meine Hand den Griff berührte, war es, als hätte ich damit die Zündung einer Sprengladung ausgelöst.

Die Tür flog auf, und der Saal spie mir so viele Menschenleiber entgegen, daß ich nicht weiterkonnte.

Im Gegenteil, sie überfluteten mich, prallten gegen meinen Körper, rissen mich mit, durch das Kinofoyer.

Alle schrien und tobten. Eine Frau kratzte mir mit langen Fingernägeln die Hand blutig. Sie kreischte laut, und ich sah sie vor mir niedersinken.

Schnell griff ich zu, um zu verhindern, daß sie fiel und womöglich verletzt oder gar totgetrampelt wurde.

Dabei erhielt ich einen Stoß gegen die Schulter, kippte zur Seite und fiel selbst. Was ich der Frau ersparen wollte, passierte nun uns beiden.

Rücksichtslos stampften die Menschen über uns hinweg, wie eine aufgescheuchte Rinderherde. Ich krallte meine Finger in das Kleid der Frau und zog sie an mich, um sie mit meinem Körper zu schützen.

Brutale Tritte trafen mich. Nieren, Rücken, Kopf… Überall. Mir war klar, daß wir nicht liegenbleiben durften.

Ein Schuhabsatz quetschte meine Hand, ich verlor den Revolver. Er wurde von Schuhspitzen weitergestoßen.

Ich verzichtete darauf, mir die Waffe wiederzuholen. Es war wichtiger, so schnell wie möglich wieder auf die Beine zu kommen.

Der Strom hysterischer Menschen riß nicht ab. Hunderttausende

schienen sich in diesem Kinosaal befunden zu haben, und alle flohen durch diesen einen Ausgang.

Auf den Knien war ich schon, und die weinende, schreiende Frau zog ich mit. Ein Knie traf meine Schläfe.

Ich sah Sterne, meine Finger wurden kraftlos, ich verlor die Frau. Ihr abermaliges Kreischen alarmierte mich.

Ich riß die Augen auf und sah, daß die Frau jetzt blutete. Rasch griff ich wieder nach ihr, und es gelang mir, sie hochzuziehen.

Der Menschenstrom entriß sie mir, kaum, daß sie auf den Beinen stand, und dann war sie fort.

Ich konnte nur hoffen, daß sie nicht noch einmal stürzte. Mein Colt blinkte mir zwischen vielen Beinen entgegen.

Er lag an der Wand, und ich kämpfte mich zu ihm durch. Mit dem Fuß schob ich ihn in eine Ecke, wo ich mich gefahrlos danach bücken konnte, und dann kämpfte ich mich zu jener Tür zurück, die in den Kinosaal führte.

Es gab einige Verletzte. Im Mittelgang lag ein Mädchen. Es rührte sich nicht. Sein Gesicht war blutverschmiert.

Entweder war das Mädchen bewußtlos oder tot. Ich konnte mich nicht um sie kümmern, mußte mich des Werwolfs annehmen.

Das Scheusal hatte fünf, sechs Menschen in einer Ecke zusammengedrängt, und nun sprang der Werwolf mitten hinein in diesen kleinen Haufen zitternder Leiber.

Ich visierte die Bestie im Beidhandanschlag an. Das Untier wühlte sich in die kleine Gruppe, verschwand in ihr.

Mit einer geweihten Silberkugel war jetzt dem Werwolf nicht beizukommen, deshalb stieß ich den Revolver blitzschnell in die Halfter und griff nach einer anderen Waffe.

Den magischen Flammenwerfer in der Faust, hetzte ich auf die brüllenden Leute zu, in deren Mitte die Bestie wütete.

Noch drückte ich nicht auf den Knopf. Noch war diese recht effektvolle Waffe nichts weiter als ein silbernes Feuerzeug, aber das konnte sich jederzeit ändern.

Ich riß ein paar Menschen hinter mich und schrie, sie sollten den Kinosaal verlassen. Nichts taten sie lieber als das.

Zwei junge Männer, Gary London und Hank Parrish - auch ihre Namen sollte ich später erfahren -, kämpften verzweifelt mit der Bestie.

Parrishs Gesicht war blutüberströmt, an Londons Schulter klaffte eine häßliche Bißwunde. Sie kämpften tapfer, aber ihre Kraft reichte nicht für das Ungeheuer.

Der Werwolf hätte sie zerrissen, wenn ich nicht eingegriffen hätte. Ich drückte auf den Knopf, und aus einer winzigen Düse schoß ein armlanger Feuerstrahl, den ich dem Untier über den Rücken zog.

Die Bestie heulte auf. Es stank nach verbranntem Horn. Das Monster ließ von Parrish und London ab, die sich, gegenseitig stützend, aus dem Saal retteten.

Jetzt war ich mit der Bestie allein, und sie griff mich sofort an. Aus der Drehung schlug sie mit der harten Pranke zu.

Ich sprang zurück, wollte die Attacke wie ein Florettfechter parieren, konnte aber nicht weit genug ausweichen und wurde getroffen.

Ein glühender Schmerz biß sich durch meine Leibesmitte, und ich hatte Mühe, unter dem nächsten Prankenhieb, der sofort folgte, wegzutauchen.

Ein neuerlicher Treffer hätte mich gefällt wie die Axt den Baum, aber ich schaffte es, ihm zu entgehen.

Schon in der Anfangsphase des Kampfes ließ sich erkennen, wie gefährlich der blutrünstige Wolf war.

Eine Furie in meinem Hotel. Wirklichkeit gewordener Horror in diesem Kino. Zu so etwas war kein rangniedriger Dämon fähig.

In diesen Minuten begriff ich, daß dafür nur einer verantwortlich sein konnte: Atax, die Seele des Teufels!

***

Die drei Höllenpeitschen pfiffen gleichzeitig durch die Luft.

Mago wollte, daß Mr. Silver starb, weil er es abgelehnt hatte, mit ihm gemeinsame Sache zu machen.

Der Ex-Dämon wollte in diesem für ihn kritischen Moment zwei Dinge gleichzeitig tun: Sich vor den gefährlichen Höllenpeitschen in Sicherheit bringen und Mago vernichten.

Aber der Schwarzmagier handelte verblüffend schnell. Kaum hatte er »Dann stirb!« gerufen, löste er sich auch schon auf.

Er überließ den Hünen seinen Schergen, verzichtete darauf, dabei zu sein, wenn sie ihm den Garaus machten.

Seine Magie katapultierte ihn blitzartig aus der Gefahrenzone. Er brachte sich schneller in Sicherheit, als ihn Mr. Silver mit seinem Feuerblick durchbohren konnte.

Ein gewaltiger Satz zurück brachte den Ex-Dämon aus dem Gefahrenbereich. Er verzichtete darauf, zu Silber zu erstarren.

Es wäre in diesem Fall kein Schutz gewesen. Die Höllenpeitschen hätten ihn trotzdem in Schwierigkeiten gebracht.

Um ihn zu treffen, mußten die häßlichen Wesen näher an den Hünen heranrücken. Aus Mr. Silvers Augen rasten rote Feuerlanzen.

Einer der Höllenschergen sackte zusammen und verging. Doch deshalb ließen sich die anderen beiden ghoulähnlichen Wesen nicht abhalten, auf den Ex-Dämon loszugehen.

Wieder zischten die Peitschen, die diese Höllenkerle so hervorragend handhabten, heran. Mr. Silver sprang hinter eine Mauerecke.

Die schwarzen Peitschenenden fegten an ihm vorbei. Er verwandelte seihe Hände in Silberbeile und drang auf den ersten Gegner ein. Er schlug zu, und der Peitschenarm des Schergen fiel zu Boden.

Bereits mit dem zweiten Treffer vernichtete der Hüne den Schwarzblütler, und während sich Gegner Nummer zwei auflöste, gab Mr. Silver dem dritten Schergen einen kraftvollen Tritt.

Der grüne Teufel flog gegen die Wand. Mr. Silver setzte sofort nach, packte den Gegner, riß ihn herum und warf ihn zu Boden, ohne ihn loszulassen.

Das Höllenwesen hatte keine Chance gegen den kräftigen Ex-Dämon. Ein schneller Ruck! Mr. Silver drehte dem Unhold das Gesicht auf den Rücken. Das überlebt kein Dämon.

Schritte!

Mr. Silver hatte über die unverhoffte Begegnung mit Mago und seinen Schergen die Polizei vergessen.

Jetzt fiel es ihm wieder ein, daß er in der Klemme saß, daß dieses Haus umstellt und mit Tränengas vollgepumpt war.

Er roch es wieder, aber es vermochte ihm nichts anzuhaben. Kaum war der dritte Höllenscherge verschwunden, da tauchten am Ende des Ganges zwei Polizisten auf.

Wie Ungeheuer sahen sie mit ihren Gasmasken aus. Rüsseltiere von einem anderen Planeten.

Als sie ihn sahen, richteten sie ihre Revolver auf ihn, und dann krachten die Schüsse. Mr. Silver federte in einen Quergang.

Er hörte die Cops laufen. Wenn sie ihm keine Wahl ließen, würde er ihnen mit einem Magieschock beikommen müssen.

Lieber war ihm aber, auszurücken. Es gab schon zuviel Aufsehen um seine Person. Es sollte nicht noch mehr dazukommen.

Der Boden unter seinen Füßen klang auf einmal hohl. Er bückte sich rasch und öffnete einen Metalldeckel.

Blitzartig klappte er ihn hoch. Das war die Chance, auf die er gehofft hatte. Die Freiheit winkte. Eine übelriechende Freiheit, aber das störte den Ex-Dämon nicht.

Über naßkalte, rostige Eisensprossen kletterte er in einen finsteren Schacht hinein. Der Hüne brauchte kein Licht; er konnte auch in der Dunkelheit gut sehen.

Er gelangte in einen Kanalstollen und lief diesen entlang. Immer wieder zweigten Stollen ab, und Mr. Silver war gezwungen, sich schnell zu entscheiden.

Er überkletterte Staumauern, durchwatete breite Becken und setzte sich mehr und mehr von den Verfolgern ab.

Es dauerte nicht lange, bis sie seine Spur verloren hatten.

***

»Was?« brüllte Captain Brewster, als wäre ihm durch das Walkie-talkie eine gemeine Beleidigung ins Ohr geschrien worden.

Sein Kopf lief puterrot an.

»Ich hoffe, ich habe mich verhört! Sagten Sie, Silver wäre entkommen?«

»Scheint so, Captain.«

»Was heißt, scheint so? Ist er nun entwischt oder nicht?«

»Er hat sich in die Kanalisation abgesetzt. Sie wissen ja, wie weitverzweigt dieses Netz ist.«

»Das ist mir scheißegal, Mann! Ich will Silver haben!« schrie Al Brewster. »Das darf doch nicht wahr sein! Eine Hundertschaft Polizisten tanzt hier an, und sie ist nicht imstande, diesen Kerl zu kriegen. Morgen lacht die ganze Stadt über uns, wenn wir den Mann nicht erwischen. Ich sehe schon die Schlagzeilen. Sie werden uns ›Die Clowns in der blauen Uniform‹ nennen! Verflucht noch mal, ich will Silver haben! Es ist mir egal, wie ihr das anstellt! Setzt euch mit der Kanalbrigade in Verbindung, kehrt dort unten das Unterste zuoberst, aber schafft mir den großen Mann mit den silbernen Haaren herbei!«

Lieutenant Holmes saß im Dienstwagen. Er nahm soeben einen Funkspruch entgegen.

Der Captain schielte zu den Reportern am Ende der Sackgasse. Sie wußten, daß er ihnen nicht grün war, und sie würden keine Gelegenheit verpassen, ihn in der Luft zu zerreißen.

O ja, das würde ihnen sehr großen Spaß machen. Immer wieder hackten sie auf ihm herum, suchten nach einer Chance, ihm eins auszuwischen, weil er sie mit Informationen knapphielt und manchmal wie den letzten Dreck behandelte.

Aber, verdammt noch mal, einige von ihnen waren ja wirklich das Allerletzte. Er war sicher, sie konnten kein Komma richtig setzen, aber sie schmierten ihre Meinung auf irgendein Toilettenpapier, und es gab auch immer wieder jemanden, der dieses Mistzeug veröffentlichte, anstatt ins Klo zu werfen und hinunterzuspülen.

Dieser Gedanke brachte den Captain wieder auf Mr. Silver, der sich in die Kanalisation geflüchtet hatte.

»Wenn wir Glück haben, fressen ihn dort unten die Ratten«, knurrte der Captain.

Emerson Holmes stieg aus dem Dienstwagen.

»Dein Gesicht gefällt mir nicht!« sagte Al Brewster.

»Es ist immer dasselbe, Al.«

»Nun komm schon, sag mir, was los ist.«

»Wir werden drüben in Manhattan gebraucht.«

»Und was wird aus Mr. Silver?«

»Das muß jemand anders übernehmen.«

»Was ist denn los in Manhattan?«

»Da scheint in einem Kino auf dem Broadway im wahrsten Sinne des Wortes der Teufel los zu sein«, sagte Lieutenant Holmes. Er erzählte dem Captain, was er soeben erfahren hatte.

Al Brewster schaute ihn zweifelnd an. »Der Knabe in der Zentrale muß besoffen sein.«

»Das war auch mein erster Gedanke«, sagte Emerson Holmes.

»Foreman! He, Foreman!« rief Captain Brewster und winkte einen übergewichtigen Polizisten zu sich. »Mein Gott, sieh dir seinen watschelnden Gang an«, raunte er dem Lieutenant zu. »Er muß früher mal eine Ente gewesen sein.«

»Vielleicht hat er jetzt noch Schwimmhäute zwischen den Zehen. Ich muß mal aufpassen, wenn ich mit ihm dusche«, sagte Emerson Holmes.

»Captain«, sagte Foreman. Er bewegte den Arm schlampig rauf und runter. Es sollte wohl so etwas wie ein Salutieren sein.

»Emerson und ich müssen rüber nach Manhattan. Wir gehen ins Kino. Sie übernehmen hier das Kommando, und wagen Sie es ja nicht, ohne Mr. Silver nach Hause zu kommen!«

»Ich werde mein Bestes geben«, versprach Foreman.

»Hoffentlich reicht es«, sagte der Captain und eilte mit Holmes zum Dienstwagen.

»He, Captain!« rief Foreman.

Ein Bein schon im Wagen, drehte sich Al Brewster um. »Ja?«

»Ihr geht wirklich ins Kino?«

»Was dagegen? Wissen Sie denn nicht, daß Fernsehen nicht mehr ›in‹ ist?« Brewster ließ sich auf den Beifahrersitz fallen. »Fahr los, Emerson«, sagte er zu seinem Stellvertreter. »Diesen Foreman halte ich im Kopf nicht aus. Wenn du dem erzählst, die Freiheitsstatue wäre von Marsmenschen vergewaltigt worden, glaubt er's auch.«

»Er ist trotzdem ein guter Polizist.«

»Ja, ich frage mich manchmal, wie er das mit seinem niedrigen Intelligenzquotienten schafft.«

»Vielleicht spielt uns Foreman nur etwas vor, damit wir ihm nicht zuviel Arbeit aufhalsen.«

»Da ist vielleicht was dran, Junge. Wir halten uns für die Klugen, dabei ist er der Clevere, und wir sind die Idioten, die für ihn die Arbeit tun. Das wird sich ändern.«

Lieutenant Holmes fuhr los. Die Cops öffneten die Sperre, und aus den Reihen der Reporter kamen ein paar abfällige bis beleidigende Rufe, die der Captain zwar hörte, aber ignorierte.

Emerson Holmes grinste. »Sie mögen dich nicht.«

»Das stört mich herzlich wenig; ich kann sie auch nicht ausstehen«, sagte Al Brewster.

Sie verließen Staten Island, fuhren über die Verrazano-Narrows

Bridge, erreichten Brooklyn und rollten durch den Brooklyn Battery Tunnel unter dem East River hinüber nach Manhattan.

Nie im Leben hätten sie zwischen dem, was auf Staten Island passiert war und dem, was auf dem Broadway geschah, einen Zusammenhang vermutet.

Und doch gab es einen, wenn auch keinen direkten.

Mit Rotlicht und Sirene schaffte Emerson Holmes Platz. Sie durchrasten Manhattan und erreichten das Kinocenter, wo sie erwartet wurden, in Rekordzeit.

»Du solltest dich mal bei der Air Force bewerben«, sagte der Captain, während er ausstieg. »Bist 'n prima Tiefflieger.«

Streifenwagen standen vor dem Kino. Hier war wirklich der Teufel los. Panik, Grauen, Entsetzen… Es stand nicht nur auf dem Filmplakat. Captain Brewster und Lieutenant Holmes begegneten diesen Begriffen direkt.

In aller Augen erblickten sie Furcht und Schrecken. Ambulanzfahrzeuge standen auf dem Gehsteig.

Ein heilloses Durcheinander herrschte. Brewster krallte sich einen Cop und fragte ihn, was hier nun eigentlich wirklich los wäre.

Der Uniformierte sagte es ihm, und der Captain fragte wütend: »Spinnen hier denn alle?«

Wer von den Kinobesuchern unverletzt geblieben war, suchte das Weite. Die Verletzten wurden entweder gleich an Ort und Stelle verarztet oder ins Krankenhaus gebracht. Captain Brewster stieß auf Milt Jennings.

»Einen Wolf habt ihr hier? Einen richtigen Wolf?« fragte Al Brewster.

Jennings schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, keinen richtigen Wolf, das wäre nicht so schlimm. Es handelt sich um einen Werwolf! Um ein Monster! Ein Ungeheuer!«

Der Captain schaute Jennings an, als wäre er sicher, daß dieser übergeschnappt war. »Sagen Sie mal, wie oft haben Sie den Film ›Der Wolf‹ gesehen? Zwanzigmal? Dreißigmal? Können Sie Film und Realität nicht mehr auseinanderhalten?«

»Captain, die Bestie ist dort drinnen. Gehen Sie hinein, dann werden Sie sie sehen«, sagte Milt Jennings aufgeregt. »Denken Sie, die Leute hätten vor einem gewöhnlichen Wolf so große Angst?«

»Na schön, Mr. Jennings, dort drinnen gibt es einen Werwolf. Würden Sie mir verraten, wie er in dieses Kino kommt?«

»Er sprang von der Leinwand… Aber das Ganze war längst kein Film mehr… Das Ende des Streifens war nicht mit dem Geschehen identisch, das die Zuschauer geboten bekamen. Der Film… lebte plötzlich!«

Al Brewster wandte sich an seinen Stellvertreter. »Ich glaube, ich brauche bald ein Aspirin, Emerson.« Er sprach wieder zu Jennings: »Ist

der Wolf noch im Kinosaal?«

»Ja, Captain. Er hat mehrere Menschen umgebracht.«

»Wir werden ihn erschießen«, sagte Al Brewster. »Ist das Tier allein?«

»Da war ein Mann. Er wollte während der Vorstellung zu Larry Bloom.«

»Wer ist das?«

»Unser Filmvorführer. Ich ließ den Mann hier warten. Jetzt befindet er sich im Kinosaal. Ich kann nur hoffen, daß er diesen Leichtsinn überlebt. Das… das muß ein Selbstmörder sein. Alle anderen ergriffen die Flucht. Er greift den Werwolf an.«

***

Der Gullydeckel bewegte sich mit einem knirschenden Geräusch. Zwischen zwei Mülltonnen hockte Charlie, der Penner. Die Gasse war schmal und düster. Hier kam höchstens einmal in der Woche jemand durch, und wenn das Wetter hielt, konnte Charlie hier ungestörte Nächte verbringen.

Ihn hatte das typische Pennerschicksal getroffen. Er hatte das Leben mit seinen vielen Schwierigkeiten nicht meistern können und deshalb zur Flasche gegriffen.

Zunächst hatte er gedacht, der Alkohol würde ihn stark machen und ihm helfen, die vielen Klippen, die es auf seinem Kurs gab, zu umschiffen, aber das stellte sich schon bald als Irrtum heraus.

Der Whisky schwemmte ihn auf und höhlte ihn aus. Er mußte immer mehr trinken, um das Gefühl zu haben, in Form zu sein.

Rückschläge privat und im Beruf verleiteten ihn dazu, noch öfter zur Flasche zu greifen, und bald war er jeden Tag betrunken.

Er verlor zuerst seinen Job und dann seine Frau. Er hatte kein Heim mehr. Sein Zuhause war von diesen beiden Mülltonnen begrenzt, aber er beklagte sich nicht.

Er unternahm nicht den Versuch, umzukehren. Die Mühe lohnte sich nicht. Er wußte, daß er es nicht geschafft hätte, vom Alkohol loszukommen.

Irgendwann würde er zusammenklappen, und die Ärzte würden feststellen, daß sie ihm bei so einer kaputten Leber nicht mehr helfen konnten.

Ein paar Tage Krankenhaus noch, und dann… Er war nicht der erste Penner, dem dieser Weg vorgezeichnet war, und er würde mit Sicherheit auch nicht der letzte sein.

Solange es Alkohol gab, würden ihm immer wieder Menschen zum Opfer fallen. Menschen wie er. Weichlinge, die der Versuchung nicht widerstehen konnten.

Als er jetzt sah, wie sich der Gullydeckel bewegte, nur zwei Meter von seinen ausgestreckten Beinen entfernt, dachte er, es wäre

Delirium tremens.

Andere sahen kleine grüne Männchen oder weiße Mäuse. Er sah eben einen schwebenden Gullydeckel.

Mit glasigen Augen und offenem Mund beobachtete Charlie das Schauspiel.

Er sah einen Kopf mit Silberhaaren. Klar, warum nicht? Ein Mann tauchte aus dem Schacht auf. Er hatte breite Schultern und wirkte sehr kräftig.

»Jetzt hat es mich«, flüsterte Charlie.

Der Mann entstieg dem Schacht und schloß den Gullydeckel.

»Wetten, wenn ich mit dem Finger schnippe, bist du weg!« sagte Charlie mit schwerer Zunge.

Mr. Silver grinste ihn an. »Versucht mal.«

Charlie wollte schnippen, aber er war zu betrunken. Sein Finger rutschte am Daumen immer nur ab, aber der Penner wußte sich zu helfen. Er schnalzte mit der Zunge und schloß dabei die Augen.

Als er sie wieder öffnete, war Mr. Silver verschwunden. Charlie grinste breit. »Na also, es klappt ja.«

Der Ex-Dämon war um die Ecke verschwunden. Er orientierte sich kurz. Ein Streifenwagen jammerte durch eine Querstraße. Vielleicht seinetwegen.

Er hoffte, sich weit genug von jenem Abbruchhaus entfernt zu haben. Hoffentlich ließ ihn die Polizei jetzt in Ruhe.

Das Viertel, in dem er an die Oberfläche gekommen war, gereichte New York nicht zur Ehre. Hier war die Armut zu Hause. Man begegnete ihr auf Schritt und Tritt.

Die Häuser sahen zumeist nicht viel besser aus als jenes, in dem Mr. Silver Mago und seinen Schergen begegnet war.

Die Augen des Ex-Dämons verengten sich. Er hatte die drei ghouähnlichen Wesen erledigt, aber schon in diesem Augenblick konnten Mago drei, vier, fünf neue Schergen zur Verfügung stehen.

Der Schwarzmagier schöpfte aus einem schier unerschöpflichen Reservoir. Es machte ihm nichts aus, einen Schergen zu verlieren.

Zwei andere waren sofort zur Stelle, wenn er sie brauchte.

Der Hüne entdeckte eine miese Kaschemme. Er betrat das schummrige Lokal und setzte sich an einen Tisch neben der Tür.

Niemand von den Gästen beachtete ihn, und das war ihm sehr recht. So kam wenigstens keiner auf die Idee, die Polizei anzurufen und auf ihn zu hetzen.

Ein Mädchen mit fettigem Haar schlurfte heran. Er bestellte einen Whisky und wußte, daß sie ihm billigen Fusel bringen würde. Das war hier sozusagen das »Nationalgetränk«.

Er würde das schmutzige Glas nicht anrühren. Er war schließlich nicht hier, um zu trinken, sondern um zu telefonieren.

Schlurfend brachte das zerzauste Madchen den Drink. Sie stellte das Glas vor den Ex-Dämon hin und musterte ihn ungeniert.

Er kam bei ihr an. Sie hätte wohl nichts dagegen gehabt, wenn er sie angesprochen hätte, aber Mr. Silver ignorierte ihr Interesse.

Er fragte nur nach dem Telefon, und sie zeigte ihm, wo der Apparat hing. Die graue Wand war von Telefonnummern und Kritzeleien übersät.

Ganze Gedichte und ordinäre Sprüche standen rings um den Apparat an der Wand. Scharfe Mädchen boten ihre Dienste an und priesen ihre Vorzüge.

Darunter stand dann eine - wahrscheinlich erfundene - Rufnummer. Scherzbolde gibt es überall auf der Welt.

Mr. Silver griff nach dem schwarzen Hörer, warf Kleingeld in den Wandapparat und wählte die Nummer seines Hotels.

Es war mit Tony Ballard vereinbart, daß dies die Zentrale war, und der Hüne hoffte, daß Tony schon eine Nachricht für ihn hinterlassen hatte.

Dies war jedoch nicht der Fall, und so hinterließ der Ex-Dämon die Nummer, unter der ihn sein Freund erreichen konnte.

Mr. Silver hoffte, daß Tony bald anrief. Bis dahin wollte er hierbleiben und warten.

***

Die Pranke des Werwolfs traf mich und schleuderte mich zwischen die Sitzreihen. Ich stieß mit der Schulter gegen eine hochgeklappte Sitzfläche und mit dem Kopf gegen eine Armlehne.

Das Monster fauchte und knurrte. Es setzte augenblicklich nach. Ich war benommen und sah die Bestie wie durch einen trüben Schleier, der jedoch zum Glück rechtzeitig zerriß.

Das Scheusal warf sich mir entgegen, als ich mich hochkämpfte. Ich richtete den magischen Flammenwerfer auf das Biest, doch ehe ich das Feuerzeug mittels Knopfdruck Feuer speien lassen konnte, traf ein brutaler Tritt mein Handgelenk.

Mein Gesicht verzerrte sich, und ich stöhnte vor Schmerz. Das wertvolle Feuerzeug flog in hohem Bogen durch den Kinosaal.

Ich war entwaffnet!

Aber ich ergriff nicht die Flucht. Bestimmt erwartete das die Bestie. Wenn ich mich umgewandt hätte, hätte sie mir ihre Krallen in den Rücken geschlagen.

Mein Angriff überraschte das Untier und brachte es für Sekunden aus der Fassung. Ich schlug mit den Handkanten zu.

Das Monster schnappte nach meinem Arm, ich sah die Zähne blitzen, konnte einer Verletzung aber entgehen.

Hart klappten die Kiefer zusammen, und meine Faust traf die

Wolfsschnauze. Dann flankte ich über die Lehnen, stürmte aus der Sitzreihe, und als der Werwolf mich attackierte, empfing ich ihn mit einem harten Karatetritt. Der Stoß kam aus der Hüfte. Ich neigte den Oberkörper zur Seite und feuerte den Tritt auf meinen Höllengegner ab.

Er taumelte zurück und stürzte. Dieses geringe Zeitgeschenk wollte ich nützen, um meinen Colt Diamondback zu ziehen, aber als meine Hand in die Jacke stieß, schnellte der Wolf auf dem Boden liegend herum und schnappte nach meinem Bein.

Ich war gezwungen, zur Seite zu springen, stolperte und fiel gegen eine Logenwand.

Um das Gleichgewicht wiederzuerlangen, ruderte ich mit den Armen durch die Luft, und als ich wieder sicher stand, war der Werwolf auf den Beinen und griff mich an.

Das Monster wuchtete sich gegen mich. Wir fielen beide in die Ecke, in der vorhin die Kinobesucher um ihr Leben gezittert hatten.

Jetzt geriet der Kampf für mich in eine kritische Phase. Ich konnte nicht verhindern, daß mich drei, vier schmerzhafte Treffer erwischten.

Es war mir nicht möglich, auszuweichen. Links eine Wand, rechts eine Wand, hinter mir eine Ecke. Ich war in meiner Bewegungsfreiheit erheblich beeinträchtigt.

Jeder Boxer weiß, was es bedeutet, von seinem Gegner in einer Ecke des Seilgevierts festgenagelt zu werden.

Wer nicht zusieht, da schnell wieder herauszukommen, ist erledigt, und erledigt hieß in meinem Fall - tot!

Jetzt hämmerte mir der Wolf die Luft aus den Lungen. Mein Brustkorb schien in Flammen zu stehen. Ich wehrte mich mit zäher Verbissenheit, aber die Bestie kontrollierte den Kampf.

Bevor der Werwolf mich zu Boden schlagen konnte, ließ ich mich selbst fallen und versuchte eine Etage tiefer den Gefahrenbereich zu verlassen.

Der Versuch mißglückte, und der Werwolf riß sein Maul auf, um mir mit seinen Zähnen den Hals aufzureißen.

Vielleicht hätte er es geschafft, aber da waren plötzlich zwei Männer. Der eine schlug ihm die Hand auf die Schulter, riß ihn von mir weg und herum. Der andere hieb dem Monster seinen Revolver auf den Schädel.

Ein Mensch wäre auf der Stelle zusammengesackt. Der Werwolf brüllte nur und schüttelte wütend seinen Monsterkopf.

Und dann griff er die beiden Männer an. Er drosch den einen nieder und schleuderte den anderen gegen die Wand, daß ihm beinahe Hören und Sehen verging.

Der Mann, der auf dem Boden gelandet war, richtete seine Waffe auf den breiten Rücken der Bestie und drückte ab.

Die Kugel hieb zwischen die Schulterblätter des Werwolfs, vermochte ihn aber nicht niederzustrecken.

Der Treffer reizte das Untier, und nun ging es auf den Schützen los, aber inzwischen war ich aufgesprungen und hatte meinen Revolver aus der Halfter gerissen.

Die Bestie warf sich mit vorgestreckten Pranken auf den Mann, und ich zog den Stecher durch.

Ohrenbetäubend laut krachte der Schuß. Die geweihte Silberkugel traf den Schädel der blutrünstigen Bestie, stieß das Monster vom Opfer weg und warf es auf den Boden.

Hechelnd und zuckend lag der Werwolf neben den Sitzreihen. Er starrte mich mit langsam brechenden Lichtern haßerfüllt an.

Dann verendete das Scheusal, und mit dem Tod des Werwolfs setzte eine Verwandlung ein. Das Monster verlor sein grauenerregendes Aussehen.

Die Pranken bildeten sich zurück, die messerscharfen Krallen verschwanden, die Wolfsschnauze ging merklich zurück, und aus dem Ungeheuer wurde ein Mensch, wurde Pino Genoffrio.

Es war wie ein Spuk.

Genoffrio blieb nicht. Ein seltsames Flimmern legte sich über seinen Körper, und als es aufhörte, war der Schauspieler verschwunden.

Kein Mensch, kein Wolf… Der Platz war leer. Was geschehen war, mutete an wie ein schrecklicher Alptraum.

***

Die beiden Männer wußten, wer ich war, und ich kannte ihre Namen. Captain Al Brewster schüttelte immer wieder fassungslos den Kopf.

»Ich begreife es nicht. Ich kann das einfach nicht begreifen, Mr. Ballard. Wenn ich die Bestie nicht mit eigenen Augen gesehen, wenn ich nicht selbst mit ihr gekämpft hätte, ich würde es für unmöglich halten, daß es so etwas gibt… Ein Horrorfilm, der plötzlich Wirklichkeit wird. Ein Werwolf, der von der Kinoleinwand herunterspringt und die Zuschauer angreift… Überhaupt - ein *Werwolf*!«

Ich nickte. »Es gibt sie, Captain. Leider.«

»Aber wieso? Wodurch entstehen sie?«

»Es gibt verschiedene Möglichkeiten für einen Menschen, zum Werwolf zu werden. Man kann mit einem bestimmten Ritual den Wolfsgeist beschwören…«

»Wer ist schon so verrückt, so etwas zu tun?« fragte Al Brewster.

»Oh, es gibt immer wieder Menschen, die vom Bösen magisch angezogen werden. Oder Irregeleitete finden in ihrem Leben nicht mehr ihre Erfüllung und wollen für sich eine neue Dimension erschließen. Sie wollen mehr erleben als ihre Mitmenschen, möchten

die Kraft der Hölle in sich spüren…«

Brewster blickte seinen Stellvertreter an. »Geht das in deinen Kopf rein, Emerson?«

»Nur sehr schwer«, gab Lieutenant Holmes zu.

»Ich bin ein alter Hase, Mr. Ballard«, sagte Captain Brewster. »Bisher dachte ich, es gäbe nichts, was mir noch nicht untergekommen ist, aber das hier sprengt jeden Rahmen.«

»Sie sollten sich nicht zu sehr den Kopf über die Hintergründe zerbrechen«, riet ich ihm, »sondern einfach die Tatsachen akzeptieren.«

»Aber genau das fällt mir ungemein schwer. Mein gesunder Menschenverstand sagt mir, daß es keine Werwölfe gibt, und die Wirklichkeit straft ihn auf einmal Lügen. Können Sie sich vorstellen, wie es in meinem Kopf zugeht? In meinem Schädel herrscht ein Chaos, in das ich kaum wieder Ordnung bringen kann. Es gibt plötzlich Dinge, die es nicht geben darf.«

Ich konnte den Captain sehr gut verstehen. Viele Menschen waren konfus, wenn sie zum erstenmal mit dem Unmöglichen konfrontiert wurden.

»Ich bin Polizist, bin es mit Leib und Seele«, sagte Al Brewster, »und ich denke, daß ich mit meiner Leistung zufrieden sein kann. Meine Aufklärungsquote liegt weit über dem Durchschnitt, und wenn ich ein Verbrechen begreife, kann ich dagegen auch etwas unternehmen, aber nun versetzen Sie sich mal in meine Lage. Hier hat es Tote und Verletzte gegeben, und der Täter war kein Mensch. Und der Irrsinn geht noch weiter: Der Täter ist auch noch verschwunden. Er hat sich vor meinen Augen aufgelöst. Ich frage Sie, Mr. Ballard, was soll ich in meinen Bericht schreiben?«

»Die Wahrheit«, sagte ich.

»Der District Attorney, mein unmittelbarer Vorgesetzter, degradiert mich zum gemeinen Polizisten.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß er das tun wird.«

Der Captain lachte gallig. »Oho, da kennen Sie den D. A. aber schlecht. Wenn der mit mir fertig ist, nimmt in dieser Stadt kein Hund mehr einen Knochen von mir.«

Ich sprach von Scotland Yard und der Mini-Abteilung, die mein Freund Oberinspektor John Sinclair leitete, und ich riet dem Captain, seinen Vorgesetzten darauf hinzuweisen.

»Es handelt sich um eine Abteilung, die sich mit praktisch unlösbaren Fällen befaßt«, erklärte ich dem Captain und seinem Stellvertreter. »Vampire, Werwölfe, Ghouls - Dämonen aller Kaliber werden von dieser Abteilung bekämpft. Denken Sie, Scotland Yard hätte sie ins Leben gerufen, wenn es nicht die absolute Notwendigkeit dafür erkannt hätte?«

Al Brewster nickte bedächtig. »Und Sie - arbeiten Sie auch für Scotland Yard, Mr. Ballard?«

»Nein, ich bin Privatdetektiv, aber meine Aufgaben decken sich mit jenen der Yard-Spezialabteilung.«

Cops wagten sich endlich in den Kinosaal. Sie nahmen sich der Toten an. Man schaffte die Leichen hinaus.

»Meine Kugel erwischte das Monster genau zwischen den Schulterblättern«, sagte Captain Brewster verständnislos. »Und trotzdem starb es nicht. Erst als Sie feuerten, krepierte der Wolf. Ist Ihr Revolver mit einer Spezialmunition geladen?«

»Das ist er. Ich verwende im Kampf gegen solche Höllenwesen geweihte Silberkugeln.«

Ein Cop hob in diesem Augenblick mein Silberfeuerzeug auf. Ich rief ihm zu, daß es mir gehöre, und der Captain verlangte, daß der Mann es mir gab.

Brewster staunte, als ich ihm erklärte, daß das Feuerzeug auch eine Waffe wäre.

»Darauf muß man erst mal kommen«, sagte Al Brewster bewundernd. »Erlauben Sie mir, diesen ganzen Fall noch einmal wie ein Rindvieh wiederzukäuen. Irgendwann muß ich das Ganze doch auch verstehen, aber ich muß Sie um Geduld bitten… Ein Horrorfilm wird hier gezeigt, und plötzlich wird die ganze Angelegenheit blutiger Ernst. Haben Sie dafür eine Erklärung? Wußten Sie, daß diese Katastrophe passieren würde?«

»Nein, Captain, davon hatte ich keine Ahnung.«

»Aber Sie waren zur Stelle, als es losging. Mr. Milt Jennings, ein Angestellter des Kinocenters, sagte uns, Sie wollten während der Vorstellung zu Larry Bloom, dem Filmvorführer…«

Bloom! Das war ein Stichwort, das mich aus den Startlöchern flitzen ließ. Ohne ein Wort zu sagen, rannte ich los.

Der Captain mußte denken, ich hätte den Verstand verloren. Oder wunderte ihn in dieser Nacht überhaupt nichts mehr?

»Mr. Ballard!« rief er mir nach. »Mr. Ballard, wohin wollen Sie?«

Ich rannte aus dem Kinosaal. Links gab es einen schmalen nüchternen Gang, an dessen Ende ich mehrere Stufen sah, die zu einer Tür hinaufführten, die die Aufschrift UNBEFUGTEN ZUTRITT VERBOTEN trug.

Der Colt Diamondback lag schußbereit in meiner Hand. Ich befürchtete, zu spät zu kommen, aber vielleicht fühlte sich Bloom so sicher, daß er keine Notwendigkeit sah, das Kino zu verlassen.

Außer mir kam ja auch keiner auf die Idee, ihn hinter dem wahr gewordenen Horror zu vermuten, ihn, einen harmlosen Filmvorführer.

Von wegen harmlos! In mir verdichtete sich der Verdacht, daß sich in Larry Blooms Gestalt Atax, die Seele des Teufels, verbarg.

Der Dämon hatte mit seiner starken Höllenkraft grausam Regie geführt.

Ich erreichte die Stufen, jagte sie hinauf und riß die Tür auf. Mit einem kraftvollen Satz sprang ich in den Vorführraum.

Er war leer. Ich sah weder einen Menschen noch einen Dämon.

Die Wut hämmerte schmerzhaft zwischen meinen Schläfen. Durch den erbitterten Kampf mit der Bestie und die Ablenkung von Captain Brewster und Lieutenant Holmes hatte ich vergessen, mich rechtzeitig um den mysteriösen Filmvorführer zu kümmern.

Er konnte bei günstigem Wind das Kinocenter verlassen. Niemand hatte ihn daran gehindert.

Ich rannte durch den engen Raum, wollte es nicht ganz wahrhaben, daß der Mann sich abgesetzt hatte.

Hinter jeden der großen Vorführapparate schaute ich, in jeden Winkel warf ich einen Blick, und sogar die Tür eines Hochschranks öffnete ich.

Nichts.

Larry Bloom glänzte durch Abwesenheit. Ich machte kehrt, verließ den Vorführraum in großer Eile, entdeckte Milt Jennings und fragte diesen nervös: »Wo ist Bloom?«

Der Mann hob die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Verdammt, Sie hätten mich zu ihm lassen sollen.«

»Es ist gegen die Vorschriften…«

»Zum Teufel damit!« schrie ich den Mann an, sah aber dann ein, daß ich ihm Unrecht tat und ließ Dampf ab. »Entschuldigen Sie. Mir gingen eben die Nerven durch.«

»Das ist kein Wunder - nach dem, was hier vorgefallen ist«, sagte Milt Jennings verständnisvoll.

Er konnte nicht wissen, wie wichtig es gewesen wäre, Larry Bloom unschädlich zu machen. Kein Mensch hier wußte, wer Atax war. Niemand kannte die Gefährlichkeit dieses Dämons.

»Mr. Ballard«, sagte Captain Brewster verwirrt hinter mir. »Sagen Sie mal, was war das eben?«

»Ich dachte, ich könnte Bloom noch im Vorführraum erwischen«, erklärte ich.

»Ist er nicht mehr da?«

»Leider nein.«

»Warum sind Sie so scharf auf Larry Bloom?« wollte Milt Jennings wissen.

»Würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sagte, daß er für das ganze Grauen hier verantwortlich ist?« fragte ich.

Jennings riß die Augen auf. Er starrte mich entgeistert an, und bestimmt hielt er mich für verrückt.

»Larry? Unmöglich…«

»Sagen Sie nicht unmöglich, Mr. Jennings«, riet ich ihm. »Ist es Ihrer Ansicht nach nicht auch unmöglich, daß ein Film zur blutigen Wirklichkeit wird?«

***

Helle Panik herrschte auch im Fernsehstudio, denn Pino Genoffrio, der Weltstar, hatte sich vor aller Augen in ein Ungeheuer verwandelt.

Das war kein launischer Partygag. Da war kein Trick dabei. Es war tatsächlich passiert, und Gena Gardner fiel vor Schreck beinahe in Ohnmacht.

Sie konnten sich alle nicht erklären, wie es zu solch einem Horror kommen konnte. Es blieb ihnen auch keine Zeit, darüber nachzudenken.

Sie mußten sehen, sich schnellstens vor dem schrecklichen Ungeheuer in Sicherheit zu bringen.

Nach allen Seiten wichen die Menschen, die bis vor wenigen Augenblicken noch ausgelassen, fröhlich und vergnügt gewesen waren, zurück.

Jenen, die bereits zuviel getrunken hatten, fiel es noch schwerer, sich mit den gefährlichen, entsetzlichen Tatsachen abzufinden.

Ein Stuntman - Archie Mace war sein Name - war so blau, daß er nicht begriff, wie kritisch die Lage war.

Er war ein großer, kräftiger Kerl, griff nach seinem Gürtel, zog die Hose hoch, blies den Brustkorb auf und tönte: »Laßt Archie mal ran. Ich leg' den Knaben für euch aufs Kreuz.«

»Bleiben Sie, wo Sie sind, Mace!« rief Wayne Morris, der Produktionschef.

»Keine Sorge, Mr. Morris, ich weiß, wie man kämpft.«

»Das ist zu gefährlich, Mace!«

»Gefahr ist mein Leben«, sagte der Stuntman grinsend. »Ich kassiere Geld dafür, daß ich für andere meinen Hals riskiere. Sie können inzwischen Ihr Scheckheft zücken und Ihre Dankbarkeit in Zahlen ausdrücken.«

Pino Genoffrio wandte sich dem Stuntman zu. Die Menschen im Atelier hielten den Atem an.

Keiner konnte Archie Mace verstehen. Der Stuntman nahm Ringerhaltung ein. Seine Schultern rollten, und seine Arme bewegten sich auf und ab, hin und her. Der Whisky rann ihm fast aus den Augen, so voll war er.

Es war sträflichster Leichtsinn, sich in diesem Zustand der Bestie zu nähern. Der Alkohol lähmte Maces Reflexe.

Er würde zu langsam reagieren, wenn das Monster ihn attackierte, aber das wollte Archie Mace in seinem Zustand nicht wahrhaben.

Er hielt sich für stark, für unbezwingbar, für unverwundbar. Daß ihm

der Tod gewiß war, wenn er noch drei Schritte weiterging, glaubte er nicht.

Sekundenlang herrschte absolute Stille im Studio. Mensch und Monster starrten einander in die Augen.

Jetzt knurrte das Ungeheuer aggressiv, und Archie Mace machte den nächsten Schritt.

Es gab ein Starlet, dem er imponieren wollte. Die Kleine würde zu ihm wie zu einem Gott aufblicken, wenn es ihm gelang, den Werwolf fertigzumachen.

Diese Chance, sich in Szene zu setzen, wollte sich der Stuntman nicht entgehen lassen. Sein Name würde nach dieser Heldentat in aller Munde sein. Eine bessere Reklame konnte es für einen Stuntman nicht geben.

»Archie Mace?« würde es von nun an heißen. »Das ist doch der Teufelskerl, der mit diesem Wolf gekämpft hat.«

Und jeder Produzent würde ihn haben wollen. Ein Grund mehr, dem Werwolf mutig entgegenzutreten.

Das Starlet stand im Hintergrund des Studios und drückte Archie Mace ganz fest die Daumen. Sie war blaß und zitterte.

»Okay, Junge«, sagte Mace, als hätte er einen Mann vor sich. »Nun zeig mal, was du auf dem Kasten hast!«

Der Werwolf spannte die Muskeln. Als Abe Croner, der Manager des Schauspielers, das sah, konnte er nicht länger stillstehen.

Er wollte nicht, daß Pino Genoffrio etwas passierte. Er war so verrückt, in ihm immer noch seinen Schützling zu sehen.

Daß er den Schauspieler an das Böse verloren hatte, begriff er nicht. Er trat einen Schritt vor.

»Zurück, Croner!« zischte der Stuntman. »Der Bursche gehört mir!«

»Lassen Sie die Finger von ihm, Mace!«

»Jemand muß ihn unschädlich machen.«

»Ich lasse nicht zu, daß ihn jemand anfaßt!«

»Abe, was soll das?« rief der Produktionschef. »Wieso nehmen Sie ihn in Schutz? Sie sehen doch, was mit ihm los ist.«

»Niemand darf ihm ein Leid zufügen!« sagte Croner leidenschaftlich.

»Aber Abe, begreifen Sie den tödlichen Ernst dieser Situation nicht?« fragte Wayne Morris.

»Der Typ ist gleich entschärft«, versprach Archie Mace. »Bevor ich zum Film ging, war ich Boxer, Ringer und Catcher. Ich möchte den sehen, der es schafft, mich fertigzumachen!«

Abe Croner sprang zwischen den Stuntman und das Monster. »*Ich* mach' das!«

»Verdammt, Croner, verderben Sie mir nicht meinen Auftritt.«

Der Manager ließ ihn nicht an den Werwolf heran. Er bangte nicht um das Leben des Stuntman, sondern um das seines Stars.

Wenn es Archie Mace gelang, den Werwolf niederzuringen, würden andere Männer den Mut aufbringen, Pino Genoffrio totzuprügeln.

Abe Croner schien zu glauben, die Verwandlung könne rückgängig gemacht werden. Nun, die Möglichkeit, daß Pino Genoffrio wieder zum Menschen wurde, war gegeben.

Aber der Schauspieler trug von nun an den Keim des Bösen in sich, und der würde immer wieder eine neue Metamorphose auslösen.

Nacht für Nacht würde sich Genoffrio in diese reißende Bestie verwandeln, und kein Mensch würde in seiner Nähe seines Lebens sicher sein.

Pino Genoffrio war nicht mehr zu retten, aber das wußte Abe Croner nicht.

»Zurück, Mace!« sagte er scharf. »Das ist immer noch Pino Genoffrio!«

»Mann, Sie haben sie nicht alle!« schrie der Stuntman ärgerlich. »Ich sehe keinen Pino Genoffrio mehr. Ich sehe nur noch ein gottverdammtes Ungeheuer!«

Der Manager beachtete ihn nicht. Er konzentrierte sich auf das Monster. »Pino…« Er schluckte. »Kannst du mich verstehen? Hörst du, was ich sage? Weißt du, wer vor dir steht? Ich bin dein Freund. Du brauchst keine Angst zu haben. Niemand wird dir etwas antun.«

Der Stuntman lachte grell. »Er ist verrückt! Total übergeschnappt! He, Croner, Sie verdrehen die Tatsachen. Wir wollen nicht Pinos Leben! Er will unseres!«

»Halten Sie den Mund, Mace!« herrschte der Manager den Stuntman an.

»Moment!« ärgerte sich Archie Mace. »So können Sie mit mir nicht reden!«

Das Starlet drängelte sich zu Archie Mace vor und griff nach seiner Hand. »Laß gut sein, Archie…«

Der Stuntman riß sich los. »Der kann mich doch nicht behandeln wie einen Rotzjungen!« begehrte er auf.

Wenn er nüchtern gewesen wäre, hätte er's einfach geschluckt. Der Alkohol machte ihn angriffslustig.

Abe Croner kümmerte sich nicht um ihn. Er streckte dem Monster die Hände entgegen. Ganz vorsichtig, um die Bestie nicht zu reizen.

»Pino, ich bringe dich nach Hause.«

»Der Mann ist doch nicht dicht!« schrie Archie Mace. »Denken Sie wirklich, wir lassen Sie mit diesem Teufel fort, Croner?«

Der Manager trat einen Schritt vor. Einen Moment hatte es den Anschein, als würde der Werwolf seine Mordgier verlieren, aber dann flackerte sie wieder auf, und das Untier warf sich dem Manager mit einem lauten Gebrüll entgegen.

Croners Augen weiteten sich vor Entsetzen. Er sah die Krallen der

Bestie auf sich zusausen und versuchte sich davor in Sicherheit zu bringen.

Das Monster traf ihn an der linken Schulter. Er spürte nur einen furchtbar harten Schlag, der ihn umwarf.

Als die Mädchen das Blut sahen, kreischten sie auf, und ihr Kreischen schien das Angriffssignal für den Werwolf zu sein.

Jemand packte Abe Croner und zerrte ihn rasch von der Bestie weg. Archie Mace glaubte, nun könne es doch noch zu seinem großen Auftritt kommen.

Wild sprang er der Bestie entgegen. Es gelang ihm, die Arme um den harten Körper des Werwolfs zu schlingen.

Nun hob er das Untier hoch. Er drehte sich mit dem Monster, sichelte dessen Beine zur Seite und schleuderte es zu Boden.

Mace glaubte, damit schon fast gewonnen zu haben, aber da traf ein Prankenhieb seinen Unterschenkel. Archie Mace konnte einiges an Schmerzen aushalten, aber das war zuviel.

Er schrie auf und stürzte, und im nächsten Augenblick war der Werwolf über ihm und tötete ihn.

Man stellte Abe Croner auf die Beine. Fassungslos sah der Manager, was sein Schützling getan hatte. Jetzt setzten heftige Schmerzen in seiner Schulter ein.

Er preßte die Kiefer zusammen und kämpfte dagegen an. Mit der rechten Hand hielt er seinen linken, kraftlos gewordenen Arm.

Irgend jemand hatte die Idee, das Untier mit Feuer zu bekämpfen. Der Produktionschef wollte das nicht zulassen, weil die Gefahr bestand, daß im Studio ein Brand ausbrach, aber seine Proteste gingen im Geschrei der Leute unter.

Stangen wurden verteilt. Männer zogen ihre Jacken aus und wickelten sie darum. Der Stoff wurde mit Benzin getränkt, das jemand aus seinem Wagen holte, und im Handumdrehen sah sich die Bestie einer lodernden Fackelfront gegenüber.

Die Männer rückten vor, bildeten einen Halbkreis. Der Werwolf tobte, brüllte, knurrte - aber er wagte nicht anzugreifen.

Sie drängten das Untier zurück. Immer wieder hob der Wolf die Pranken vor die Augen. Der Anblick des Feuers irritierte ihn, schüchterte ihn ein.

Die Männer stießen mit ihren Fackeln nach ihm. Er ließ zornige Laute hören, wich aber ständig zurück.

Hinter ihm befand sich eine Tür. Sie führte nicht aus dem Studio, sondern in einen kleinen Raum, in dem vorwiegend Reinigungsgeräte aufbewahrt wurden. Wenn es den Männern gelang, ihn in diesen Raum zu treiben, saß er in der Falle.

Der Werwolf schlug durch die Luft. Manchmal hatte es den Anschein, als wollte er die Fackelmänner alle auf einmal fortfegen, doch er

wagte es nicht, dem Feuer nahezukommen.

Als er mit dem Rücken gegen die Tür stieß, drückte er mit dem Ellenbogen unversehens auf die Klinke.

Die Tür schwang hinter ihm auf, er sprang zurück und schleuderte sie zu.

»Wir haben ihn!« triumphierte einer der Männer. »Jetzt ist er erledigt!«

Sie sperrten die Bestie blitzschnell ein. Daß das Monster damit noch nicht unschädlich gemacht war, war ihnen klar, aber einer von ihnen hatte eine Idee, wie sie dem Scheusal den Garaus machen konnten.

Der Raum, in dem sich der Werwolf befand, war nicht groß und verfügte über ein geradezu winziges Fenster, durch das man einen dicken Schlauch schieben konnte.

Vor dem Studio stand ein Lastwagen. Wenn sie den Schlauch über den Auspuff des Fahrzeugs schoben und den Motor starteten, konnten sie das gefährliche Scheusal vergasen.

Die Idee wurde von allen mit großer Begeisterung aufgenommen. Nur einer war nach wie vor nicht damit einverstanden, daß Pino Genoffrio sterben sollte: Abe Croner, aber er konnte sich nicht durchsetzen.

Man setzte die Idee sofort in die Tal; um. Ein Schlauch war schnell aufgetrieben. Sie steckten das eine Ende durch die kleine Fensteröffnung, das andere Ende über den Auspuff des Lastwagens, dichteten ab, so gut es ging, und ließen den Motor an.

Rasch füllte sich der Raum, in dem sich die Bestie befand, mit Abgasen. Pino Genoffrio fing an zu toben.

Er brüllte und heulte und drosch mit den Pranken gegen die Tür. Immer wieder wuchtete er seinen Monsterkörper dagegen.

Ein Arzt wollte sich der Verletzung des Managers annehmen, doch Abe Croner schüttelte bleich den Kopf.

»Lassen Sie mich, Doc!«

»Sie verlieren ständig Blut!« sagte der Arzt eindringlich. »Seien Sie vernünftig, Abe! Lassen Sie sich helfen!«

»Die bringen Pino um!«

»Das ist nicht mehr Pino. Ich weiß nicht, wie so etwas möglich ist, daß ein Mensch zum Tier wird, aber ich bin auch dafür, daß man dem Ungeheuer den Garaus macht. Dieser verfluchte Teufel hat Archie Mace umgebracht.«

»Mace war selbst schuld.«

»Das Monster hat sie schwer verletzt, Abe. Wie können Sie es verteidigen? Es hätte auch Sie gekillt. Sie hatten nur Glück.«

Der Werwolf brüllte und tobte weiter. Er wollte aus der kleinen Kammer raus, doch die Tür hielt seinem wütenden Ansturm stand.

Abe Croner kam vor, als würden Genoffrios Schläge schwächer. Die

Abgase schienen ihre Wirkung zu tun.
»Er wird sterben«, stöhnte der Manager. »Sie bringen Pino Genoffrio um!«
Auch das Brüllen und Knurren wurde schwächer, und wenig später war nichts mehr zu hören. Stille herrschte in jener kleinen Kammer und im Atelier. Die Menschen wagten noch nicht erleichtert aufzuatmen. Der Schock steckte ihnen noch zu tief in den Knochen.
Diese Stille war für Abe Craner unerträglich. »Mörder!« schrie er aus vollen Lungen. »Ihr habt Pino getötet!«

***

»Woher wissen Sie das alles, Mr. Ballard?« fragte Captain Brewster, der immer tiefer in eine Gewissenskrise schlitterte. Er konnte so vieles nicht glauben, hatte es aber doch mit eigenen Augen gesehen.
Damit er besser verstand, holte ich etwas weiter aus und sprach von Tucker Peckinpah, meinem reichen Freund und Partner.
Ich sprach über die Umstände, die es mir angeraten erschienen ließen, ein ernstes Gespräch mit dem reichen Industriellen zu führen.
Doch bevor ich noch herausfinden konnte, wo Peckinpah wohnte, wäre bereits ein Mordanschlag auf mich verübt worden, erklärte ich dem Captain und seinem Stellvertreter.
Auch Milt Jennings hörte zu. Als ich behauptete, daß Larry Bloom die Furie geschaffen hatte, begriff Jennings überhaupt nichts mehr.
Seit sieben Jahren arbeitete er nun schon mit Larry Bloom im Kinocenter, und in dieser Zeit war der Filmvorführer stets völlig harmlos gewesen.
Was ich dem Mann heute alles in die Schuhe schob, war Jennings unbegreiflich. »Unmöglich«, sagte er zwischendurch mal, aber er meinte: »Undenkbar.«
Ich berichtete den Polizisten weiter, daß ich nicht allein nach New York gekommen wäre.
Als ich Mr. Silver erwähnte, konnte ich die Verblüffung der beiden nicht verstehen.
»Ist was nicht in Ordnung?« fragte ich.
»Silver? Sagten Sie Silver? Das ist Ihr Freund?« fragte Captain Al Brewster zurück.
»Wissen Sie etwa, von wem die Rede ist? Während ich versuchte, herauszufinden, wer mir die Furie ins Hotel geschickt hat, wollte Mr. Silver mit Patrick oder Jim Blackthorn Kontakt aufnehmen.«
»Wir haben Silver drüben auf Staten Island gejagt, Mr. Ballard«, sagte Al Brewster zu meinem großen Entsetzen.
»Sie haben was getan?« fragte ich verdattert. »Sie haben ihn gejagt? Warum denn, um alles in der Welt?«
»Da ist ein scheußliches Verbrechen am Long Island Sound verübt

worden«, sagte der Captain.

»Davon weiß ich. Ich habe Timmy Willoby im Fernsehen gesehen«, warf ich ein.

»Dann wissen Sie auch, daß der Kleine von einem großen Mann mit Silberhaaren gesprochen hat«, sagte Captain Brewster. »Mr. Silver war im Haus der Blackthorns. Von dort erreichte uns ein Anruf, daß wir uns den Mann mit den Silberhaaren schnappen könnten, wenn wir uns beeilten.«

Al Brewster erzählte mir, was weiter geschehen war. Es war eine haarsträubende Geschichte. Ich empfand erst Genugtuung, als ich erfuhr, daß dem Hünen die Flucht geglückt war.

Aber die Polizei hatte noch nicht aufgegeben, ihn zu suchen. Selbst auf die Gefahr hin, daß mir der Captain nun schon gar nicht mehr folgen konnte, sagte ich ihm, daß eine Verwechslung vorliege.

»Nicht Mr. Silver ist Ihr Mann, sondern Metal«, behauptete ich. »Die beiden sehen einander ähnlich. Es gibt nur einen Unterschied: Silver hat glattes Haar, Metals Haar ist gewellt. Beide sind keine Menschen und stammen von der Silberwelt…«

»Halten Sie ein, Mr. Ballard. Die Sache wird ja immer komplizierter. Wieso sind das keine Menschen?«

»Was glauben Sie, was hier läuft, Captain? Denken Sie, das wäre das Werk eines Menschen? Larry Bloom ist von einem Dämon besessen, und Metal ist ebenfalls ein Dämon, genau wie Mr. Silver, der jedoch die Fronten gewechselt hat und schon lange auf der Seite des Guten kämpft.«

»Und das alles soll ich in einer einzigen Nacht fassen? Dazu brauche ich Jahre, Mr. Ballard. Ungeheuer, Dämonen, Besessene, wie soll ein einfacher Mensch das alles so schnell schlucken und verdauen?«

»Wollen Sie noch mehr hören?« fragte ich den Captain.

»Haben Sie die Absicht, mich in die Klapsmühle zu bringen?« stöhnte Al Brewster. »Und was ist mit dieser Frau, die einen - hm… Totenschädel auf ihren Schultern trägt? Gibt's die etwa auch wirklich?«

»Allerdings«, sagte ich und sprach über Mago und seine Schergen und darüber, wie deren Höllenpeitschen auf Menschen wirkten.

»Jane Willoby - eine lebende Tote!« ächzte der geplagte Captain. »Auch das noch. Sind Sie jetzt endlich fertig, Mr. Ballard?«

Der Vollständigkeit halber erwähnte ich auch noch Atax, die Seele des Teufels, der meiner Ansicht nach von Larry Bloom Besitz ergriffen hatte.

»Ist das alles, oder kommt noch was?« fragte der Captain und wischte sich mit einem großen weißen Taschentuch die Schweißperlen von seiner Stirn.

»Ich könnte Ihnen noch einiges mehr erzählen«, sagte ich lächelnd,

»aber ich möchte Sie nicht verwirren.«
»Er möchte mich nicht verwirren! Als ob es jetzt noch was zu verwirren gäbe.«
»Darf ich Sie um etwas bitten, Captain Brewster?«
»Nur zu. Soll ich mich von Ihnen in ein Kaninchen verwandeln lassen? Ich habe in den letzten Minuten so viel von Nicht-Menschen gehört, daß ich schon nicht mehr weiß, ob ich in Ihnen einen Menschen sehen darf.«
»Blasen Sie die Jagd auf Mr. Silver ab«, verlangte ich.
Al Brewster seufzte schwer und nickte. »Ich glaube, ich sollte mich überhaupt nur noch auf Ihren Rat verlassen, Mr. Ballard. Denn ich blicke in diesem Fall ohnedies nicht mehr durch.«
Lieutenant Emerson Holmes übernahm es, die Kollegen zurückzupfeifen. Als er zurückkam, brachte er einen Cop mit, der Meldung machte.
»Vier Tote und achtzehn Verletzte«, berichtete der Uniformierte.
Nicht alle waren Opfer des Werwolfs. Der überwiegende Teil der Menschen war der Panik zum Opfer gefallen.
Der Cop wußte nur von zwei Wolfsopfern. Ihre Namen waren Gary London und Hank Parrish.
Ich griff nach Captain Brewsters Arm und zog ihn ein Stück beiseite. »Sie wollten vorhin wissen, wie man zum Werwolf wird, und ich sagte Ihnen, es gebe verschiedene Möglichkeiten. Dazu gehört auch die, von einem Werwolf verletzt zu werden. In Vollmondnächten ist diese Gefahr besonders schlimm.«
Al Brewster sah mich wieder entgeistert an, und Entsetzen glitzerte in seinen Augen. »Wollen Sie mir damit etwa schonend beibringen, daß Gary London und Hank Parrish drauf und dran sind, sich ebenfalls in Ungeheuer zu verwandeln?«
»Die Gefahr besteht.«
»Wie lange dauert das?«
»Das kommt auf die Art der Verletzung an. Es kann sehr schnell gehen, kann aber auch ein paar Tage dauern.«
Captain Brewster faßte sieh an die Schläfen. »Dieser Fall bringt mich noch um den Verstand. Was schlagen Sie vor?«
»Man muß London und Parrish auf jeden Fall isolieren, einsperren und ständig beobachten.«
»Heißt das, die beiden sind verloren?«
»Das hängt davon ab, wo und wie schwer der Werwolf sie verletzt hat«, antwortete ich.
»Werden Sie sich der beiden annehmen?« wollte Captain Brewster wissen.
»Ja«, erwiderte ich. »Aber nicht allein. Ich werde mich mit Mr. Silver in das Krankenhaus begeben. Vielleicht kann der Ex-Dämon noch

etwas für sie tun. Wenn wir Glück haben, schafft es mein Freund, zu verhindern, daß der Keim des Bösen in Gary London und Hank Parrish aufgeht.«

»So etwas kann er?« Der Captain schlug sich mit der Hand auf die Stirn. »Ach ja, er ist ja kein Mensch… Ich schnappe bald über… Wissen Sie denn, wo Ihr Freund steckt?«

»Vielleicht hat er in unserem Hotel eine Nachricht für mich hinterlassen.«

Al Brewster nickte eifrig. »Okay, Mr. Ballard, sehen Sie zu, daß Sie den großen Mann mit den Silberhaaren auftreiben.«

Ich fragte Milt Jennings, wo ich telefonieren könne. Er schloß für mich eine Tür auf, und ich betrat einen Raum, auf dessen Schreibtisch ein schwarzes Telefon stand.

Ich rief unser Hotel an und erfuhr vom Portier, unter welcher Nummer ich meinen Freund erreichen konnte.

Wieder wählte ich, und eine müde, schläfrige Mädchenstimme meldete sich am anderen Ende. Es hatte den Anschein, als hätte ich sie aus tiefstem Schlaf gerissen, deshalb war sie auch nicht besonders freundlich zu mir.

»Ja?« sagte sie unwirsch.

»Ist Mr. Silver da?«

»Weiß ich nicht.«

»Hätten Sie die Güte, nachzusehen?«

»Meinetwegen.«

Ich hörte, wie der Hörer neben den Apparat gelegt wurde, dann entfernten sich schlurfende Schritte.

Und dann kam Mr. Silvers Stimme durch die Leitung. »Tony! Endlich rufst du an. Du ahnst nicht, was mir alles passiert ist.«

Ich schmunzelte. »Ich ahne es nicht nur, ich weiß es.«

»Von wem?« fragte der Ex-Dämon überrascht.

»Von Captain Al Brewster, dem Mann, der die Jagd auf dich geleitet hat. Er hat sie inzwischen abgeblasen.«

Der Ex-Dämon hatte aber doch noch eine Neuigkeit für mich: die unverhoffte Begegnung mit Mago und seinen Schergen.

Danach war ich an der Reihe, ihm zu berichten, was sich ereignet hatte, seit wir uns getrennt hatten, und Mr. Silver stieß einen Pfiff aus. Er war meiner Meinung, daß wir uns unverzüglich um Gary London und Hank Parrish kümmern müßten.

Ich sagte, er solle bleiben, wo er wäre, ich würde ihn abholen.

Als ich das Kinocenter verließ, begleiteten mich Lieutenant Holmes und Captain Brewster. Die beiden konnten im Krankenhaus zwar nichts tun, aber sie wollten trotzdem unbedingt dabei sein.

***

Gary London war schwerer verletzt, als es ursprünglich aussah. Er und sein Freund wurden im selben Wagen ins Krankenhaus gebracht.

Als sie dort eintrafen, war London nicht mehr bei Bewußtsein. Hank Parrish blickte zu ihm hinüber.

Tränen glänzten in seinen Augen. »Gary! Mein Gott, Gary! Du darfst nicht sterben!«

London hatte die Augen geschlossen und einen langen, tiefen Seufzer ausgestoßen. Seither reagierte er nicht mehr.

»Gary!« schrie Parrish, und er wollte sich aufsetzen, aber sie hatten ihn auf der fahrbaren Bahre festgeschnallt. »Macht den Gurt ab!« verlangte er. »Macht den verdammten Gurt ab!«

»Beruhigen Sie sich«, sagte der Rettungsarzt. »In Ihrem Zustand ist es gefährlich, sich aufzuregen.«

»Mann, begreifen Sie nicht? Gary ist mein Freund! Der beste, den ich habe! Er darf nicht ex gehen. Sie… Sie werden das doch verhindern, Doktor, nicht wahr? Gary braucht nicht zu sterben!«

»Es liegt wohl am Schock, daß Ihr Freund das Bewußtsein verlor«, sagte der Rettungsarzt. »Er hat viel Blut verloren und kollabierte, aber in der Klinik wird man ihm helfen.«

»Können Sie denn nichts für Gary tun?« fragte Parrish flehend.

»Was ich tun konnte, habe ich bereits getan. Man wird Ihren Freund operieren und ihm mit Bluttransfusionen helfen… Er wird bald über dem Berg sein.«

»Wird man mich auch operieren, Doktor?« fragte Hank Parrish zaghaft. »Ich… ich bin noch nie operiert worden.«

»Ich denke, Sie kommen auch diesmal darum herum.«

»Ich möchte mit Gary im selben Zimmer liegen.«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt«, versprach der Rettungsarzt, und dann öffneten sich die Krankenwagentüren.

Gary London wurde sofort in den Not-OP geschafft, wo bereits ein Ärzteteam auf ihn wartete, und während sie darangingen, ihn zu operieren, wurde Parrish gründlich untersucht, gewissenhaft verarztet und auf die Intensivstation gebracht, obwohl das in seinem Fall nicht nötig gewesen wäre.

Nur eine halbe Stunde später brachten sie Gary, und sie hängten ihn an die medizinisch-technischen Überwachungsgeräte.

Pünktchen hüpften über einen Bildschirm, und es gab dabei jedesmal einen Piepston. Parrish konnte sehen und hören, wie das Herz seines Freundes schlug.

Sie hängten über Gary eine Infusionsflasche auf, und Parrish bekam ebenfalls eine Infusion. Glasklar war die Flüssigkeit, die über den Tropf in die Venen der Patienten gelangte.

»Wie ist die Operation verlaufen?« fragte Parrish den Assistenzarzt, der sich über ihn beugte.

»Zufriedenstellend«, sagte der Doktor.
»Ist Gary überm Berg?«
»Noch nicht ganz, aber wenn er die heutige Nacht gut übersteht, brauchen Sie sich keine Sorgen mehr um ihn zu machen.«
»Er ist mein bester Freund, Doktor.«
»Sie werden ihn behalten.«
Der Arzt ging, die Tür klappte hinter ihm zu, und dann war Hank Parrish, als würde ein Schlüssel im Schloß herumgedreht.
War es möglich, daß man sie beide eingesperrt hatte? Parrish hob den Kopf und blickte zu der Tür, in deren oberem Drittel sich ein Fenster befand, durch das man hereinsehen konnte.
»He!« rief Parrish. »Was soll das? Wieso sperrt ihr uns ein? Wir sind keine Verbrecher! Befürchtet ihr, daß wir türmen? Gary kann nicht, und ich will nicht! Also warum schließt ihr die Tür ab?«
Niemand kümmerte sich um sein Geschrei. Er suchte zornig nach dem Rufknopf. Verdammt noch mal, wo war denn das Ding?
Hatten sie den Knopf entfernt, damit er ihnen nicht auf die Nerven gehen konnte? Er wollte aufstehen, aber er fühlte sich schwach und elend.
War es nicht egal, ob die Tür offen oder abgeschlossen war? Vielleicht hatte man den Schlüssel zu ihrem Schutz im Schloß herumgedreht, damit sie Ruhe hatten, von niemandem gestört wurden.
Ruhe, ja, danach sehnte sich Hank Parrish. Nach all den furchtbaren Aufregungen hätte er gern geschlafen.
Vielleicht befand sich ein Medikament in der Infusion, das ihm helfen würde, sich zu entspannen, zu schlafen, sich zu erholen.
Er schloß die Augen, und grauenvolle Szenen rasten an ihm vorbei. Der Horrorfilm allein war schon schlimmster Streß gewesen. Parrishs Nerven waren völlig geschafft.
Im Raum war es nahezu vollkommen still. Nur das regelmäßige Piepsen war zu hören.
Regelmäßig? Vielleicht waren die akustischen Signale bis vor wenigen Augenblicken noch regelmäßig gekommen, doch nun schien der Apparat, an den Gary London angeschlossen war, plötzlich verrückt zu spielen.
Er piepste mal schnell, mal langsam, mal gar nicht…
Hank Parrish riß die Augen auf. Da stimmt was nicht! dachte er, und dann fing er an, um Hilfe für seinen Freund zu schreien.
Es wäre nicht nötig gewesen, denn das Gerät gab jede Abweichung von normalen Werten sofort weiter und löste Alarm aus.
Als die Ärzte ins Zimmer stürmten, starrte Gary Parrish verstört auf den Bildschirm.
»Es gibt keinen Ausschlag mehr!« schrie er entsetzt. Der Punkt

wanderte zwar immer noch von links nach rechts über den Schirm, aber er bewegte sich weder nach oben noch nach unten. Er zog nur noch eine waagrechte Linie.

Herzstillstand!

Die Ärzte kämpften um das Leben des jungen Mannes. Doch die Injektion direkt in den Herzmuskel brachte ebenso wenig Erfolg wie die Elektroschocks mit dem Defibrillator. »Da ist nichts mehr zu machen«, sagte einer der Ärzte. »Exitus.«

Als Hank Parrish das hörte, brüllte er: »Neiiin! Ihr habt ihn sterben lassen! Ihr habt uns eingesperrt und euch nicht mehr um uns gekümmert! Ihr verfluchten Hunde habt meinen Freund auf dem Gewissen!«

Man löste die Verbindung zu den Geräten, zog die Kanüle aus Gary Londons Arm und rollte das Bett mit dem Toten aus dem Zimmer.

»Wo bringt ihr meinen Freund hin?« schrie Parrish. »In die Totenkammer? Werdet ihr ihn aufschneiden, um zu sehen, was ihr falsch gemacht habt? Ich kann es euch sagen! Er starb an eurer Gleichgültigkeit. Wer ist schon Gary London? Ein Niemand. Hättet ihr den Bürgermeister von New York hier eingesperrt und vergessen?«

Ein Krankenpfleger versuchte Parrish zu beruhigen, aber der junge Mann schrie und tobte immer mehr.

Der Pfleger verließ den Raum, und wieder hörte Hank Parrish, wie abgeschlossen wurde. Er schimpfte und fluchte.

Er gebrauchte abscheuliche Worte, die er bisher nie in den Mund genommen hatte. Sein Wesen veränderte sich, ohne daß es ihm auffiel.

Doch nicht nur sein Wesen wurde anders. Er konnte auf einmal stärker hassen, und seine Brust füllte der unbändige Wunsch aus, es den Ärzten heimzuzahlen.

Wenn einer von ihnen im Zimmer gewesen wäre, hätte er versucht, ihn zu töten. Er war nicht mehr so schwach wie vor kurzem.

Er glaubte, es wäre die Wut, die ihn stärkte, doch das stimmte nicht. Die Wolfskraft pulste bereits in seinen Adern.

Seine Stimme wurde lauter, kräftiger, dröhnte, und er spürte mit der Zunge größere, anders geformte Zähne.

Vor allem die Vorderzähne waren doppelt so lang geworden, und aus seiner Kehle stieg zwischen dem Schreien immer wieder ein böses, aggressives Knurren.

Parrish hielt es im Bett nicht mehr aus. Er riß sich die Nadel aus dem Arm. Sein Tritt verbog die Chromstange, an der die Infusionsflasche hing.

Er sprang auf, und als er sich mit der Hand an der Wand abstützte, sah er, daß er keine Finger mehr hatte.

Die Hand war zur Wolfspfote geworden!

Und die Metamorphose schritt immer rascher fort. Bald war Hank Parrish kein Mensch mehr, sondern ein Monster. Der Wolfskeim, den er im Kino empfangen hatte, war aufgegangen.

***

Abe Croner ließ sich nicht zurückhalten. Er stieß den Doktor, der sich ihm in den Weg stellte, zur Seite. Jeder Appell an seine Vernunft war zwecklos. Der Manager wollte zu Pino Genoffrio, und er ließ sich von niemandem aufhalten.

Blutend wankte er auf die Tür zu, hinter der es so schrecklich still geworden war. Für ihn befand sich dort drinnen kein Todfeind, sondern Pino, dem er helfen wollte.

Vielleicht war der Schauspieler noch nicht tot, sondern nur bewußtlos. Wenn er ihn aus diesem von Abgasen verseuchten Raum rettete, würde Pino unter Umständen wieder zu sich kommen.

Er wird wieder, wie er war, dachte Abe Croner. Ich glaube daran. Alle andern haben dich aufgegeben, aber ich stehe auch jetzt noch zu dir, und ich werde alles versuchen, um dir zu helfen.

Der Manager schloß die Tür auf. Niemand hinderte ihn daran, aber einige Männer bereiteten gespannt ihre erloschenen Fackeln vor.

Sollte Pino Genoffrio noch nicht tot sein, dann würden sie ihm mit ihren neu entzündeten Fackeln gleich wieder zu Leibe rücken und noch mehr Abgase in den Raum befördern.

Abe Croner öffnete die Tür. Er schützte sich vor dem Gestank, indem er ein Taschentuch vor Mund und Nase preßte.

Der Schauspieler lag auf dem Boden und regte sich nicht. Croner glaubte, Genoffrio hätte sich wieder in einen Menschen verwandelt, doch als er näherkam, erkannte er, daß er sich irrte.

Er beugte sich über den Reglosen. »Pino!« Seine Stimme drang gedämpft durch das Taschentuch.

Er berührte den Werwolf. Da stieß dieser plötzlich ein markerschütterndes Gebrüll aus und schnellte hoch.

Croner begriff, daß das Untier ihn getäuscht hatte. Zum zweitenmal griff die Bestie den Manager an, und diesmal raubte sie Abe Croner das Leben.

Sofort flammten die Fackeln wieder auf, doch das Monster ließ sich vom Feuer nicht mehr in den Raum zurücktreiben.

Genoffrio schoß wie ein Kastenteufel heraus. Schreiend ergriffen die Menschen vor der Bestie die Flucht.

Und dann passierte das, was der Produktionschef befürchtet hatte: Im Studio brach Feuer aus!

Die Flammen suchten und fanden in der Dekoration rasend schnell Nahrung, der Brand griff erschreckend rasch um sich.

Schreiend drängte sich das Filmteam zusammen. Zwischen den

Kulissen tobte und brüllte der Werwolf.
Er schlug alles kurz und klein und versuchte wie die Menschen den Flammen zu entkommen. Gena Gardner verlor fast den Verstand. Sie rannte hierhin und dorthin, fand jedoch keine Möglichkeit, aus dem Studio zu kommen.
»Ich will nicht sterben!« schrie sie hysterisch. »Ich will nicht verbrennen! Helft mir! So helft mir doch!«
Das Feuer fraß sich an Archie Mace, den Stuntman, heran. Rote Zungen leckten über seinen Körper. Er spürte es nicht mehr. Und das Starlet weinte heiße Tränen um ihn.
Wayne Morris, der Produktionschef, war einer der wenigen, die in dieser Hölle aus Feuer, Angst und Panik einen klaren Kopf zu bewahren versuchten.
»Fangt Gena ein!« schrie er. »Haltet sie fest! Wenn sie weiterhin wie ein aufgescheuchtes Huhn durch das Studio rennt, fällt sie dem Monster noch in die Arme!«
Drei Männer stürzten sich gleichzeitig auf die Schauspielerin, aber sie hatten es nicht leicht, sie festzuhalten.
Gena entwickelte in ihrer Todesangst enorme Kräfte, doch das hielt sie nicht durch. Ihr Widerstand erlahmte schließlich, und sie gab auf.
Wayne Morris holte einen Feuerlöscher, und er schickte Männer, auf die er sich verlassen konnte, nach weiteren Feuerlöschgeräten.
Sie warfen sich Decken über den Kopf und kämpften sich durch die wabernde Hitze. Mit insgesamt vier Feuerlöschern nahmen sie den Kampf gegen das flammende Inferno auf.
Sie legten einen Schaumteppich, spritzten einen Korridor in die Flammenwand und schafften es, eine der Türen zu erreichen.
So gut es ging, ordnete Wayne Morris das Chaos, und es gelang ihm, alle aus der Feuerhölle zu lotsen.
Ein ständiges Krachen und Bersten erfüllte das Studio. Kulissen brachen knirschend in sich zusammen, Funken stoben hoch und setzten Holz oder Stoff in Brand.
Draußen brachen einige Leute erschöpft oder vom Rauchgas vergiftet zusammen. Der Produktionschef versuchte Männer zu finden, die sich um diese Leute kümmerten.
Er selbst rannte davon, um Feuerwehr und Ambulanz zu alarmieren. Als er zurückkam, hörten sie das schaurige Heulen des Werwolfs, der in den Flammen eingeschlossen war und darin wohl umkommen würde.
Wayne Morris dachte an den Schaden in Millionenhöhe, aber wenn das Feuer nicht auf andere Studios übergriff, würde es zu verkraften sein.
Die Versicherungsgesellschaft würde tief in die Tasche greifen müssen. Es gab nur weniges Gerät im Studio, das nicht versichert war.

Glücklicherweise waren die Filmrollen bereits in der Kopieranstalt, so daß nichts nachgedreht werden mußte.

Was mit Pino Genoffrio passierte, war ein schmerzhafter Verlust, nicht nur geschäftlich gesehen.

Dennoch wünschte sich der Produktionschef, daß Genoffrio dort drinnen verbrannte. Das war die einzige Lösung dieses schrecklichen Problems.

Pino Genoffrio mußte sterben, weil niemand ihm helfen konnte.

***

Ich saß in meinem kaffeebraunen Dodge und hatte die Polizei gewissermaßen im Schlepptau. Captain Brewster und Lieutenant Holmes saßen in ihrem Dienst-Chevy und fuhren hinter mir her.

Jetzt bog ich um die Ecke, und dann erblickte ich meinen Freund. Der Ex-Dämon wartete vor dem Lokal auf mich.

Ich fuhr auf ihn zu und stoppte den Dodge vor seinen dreckigen Schuhspitzen. Als er den Polizeiwagen hinter mir sah, verfinsterten sich seine Züge.

Ich stieg aus. »Keine Sorge, es ist alles in Butter.«

Al Brewster faltete sich aus dem Chevrolet. »Ich habe den falschen Baum angebellt, wie mir Mr. Ballard sagte. Metal wäre der richtige gewesen. Tut mir leid, Mr. Silver.«

Der Captain streckte dem Hünen die Hand entgegen. Mr. Silver war nicht nachtragend. Er schlug grinsend ein. »Nun, wer arbeitet, macht auch mal einen Fehler.«

»Steig ein, wir müssen ins Krankenhaus«, sagte ich.

Der Captain setzte sich wieder neben Lieutenant Holmes, und der Mini-Konvoi, bestehend aus einem Dodge und einem Chevy, rollte wieder an.

Al Brewster setzte das Magnet-Rotlicht aufs Dach, und die Polizisten überholten uns. Lieutenant Holmes schaltete die Sirene ein, damit wir schneller ans Ziel kamen. Diesmal hing ich hinter ihnen, und zehn Minuten später ragte vor uns der moderne Glas-Stahl-Betonbau des Krankenhauses auf.

Der Captain erfuhr in der Aufnahme, daß es Gary London trotz sofortiger Notoperation nicht geschafft hatte.

Hank Parrish hatte der Tod des Freundes angeblich so hergenommen, daß er durchdrehte. Das war die Version der Ärzte.

Mr. Silver und ich wußten es besser. Das Wolfsgift hatte ein weiteres Opfer gefordert.

Wir ließen uns erklären, wie wir am schnellsten in die Intensivstation gelangten. Ich bat Captain Brewster, zu veranlassen, daß man Mr. Silver und mir keine Schwierigkeiten machte.

»Sie können sich auf mich verlassen«, sagte Al Brewster.

»Komm, Silver«, stieß ich erregt hervor.

Der Ex-Dämon eilte mit mir zu den Fahrstühlen. Ich begrub den Rufknopf unter meinem Daumen, wenige Sekunden später war die Kabine da, wir stiegen ein und fuhren zur vierten Etage hoch.

Ich war sicher, daß wir dort oben einen Werwolf antreffen würden.

***

Die Bestie tobte im Atelier. Brüllend und heulend floh das Ungeheuer vor den Flammen, die es einkreisten. Immer enger zog sich der Feuerring zusammen.

Der Werwolf brach durch eine Wand aus Pappmache, verhedderte sich in Kabeln und stürzte. Über dem Ungeheuer löste sich ein brennender Balken und fiel krachend herab.

Das Untier rollte zur Seite. Um ein Haar wäre es von dem schweren Balken getroffen worden.

Den Rest hätte dann das Feuer besorgt. Aber noch einmal war die Bestie mit dem Leben davongekommen.

Pino Genoffrio suchte verzweifelt nach einer Fluchtmöglichkeit. Er stolperte und torkelte wie ein Betrunkener. Die Hitze versengte sein Wolfsfell.

Der Fluchtweg, den Wayne Morris und die anderen mit dem Feuerlöscher geschaffen hatten, existierte nicht mehr.

Kulissen waren zusammengekracht und brannten vor der Tür lichterloh. Die furchtbare Hitze brachte Fensterscheiben zum Zerspringen.

Luft heizte das Feuer noch an. Der Sauerstoff schürte die Flammen, blies sie förmlich auf, und es sah danach aus, als wäre das Untier verloren.

Nichts wünschten sich die Menschen draußen sehnlicher.

Alle außer einem.

Der Mann, der in der Nähe von Wayne Morris stand, sah die Flammen aus den zerborstenen Fenstern schlagen und sagte: »Er wird verbrennen!«

»Er soll so qualvoll wie nur irgend möglich umkommen!« knurrte einer, der das hörte.

Larry Bloom wandte sich um und warf dem Mann einen giftigen Blick zu. »Sie sprechen von Pino Genoffrio!«

»Blödsinn!« widersprach der Mann. »Ich rede von diesem Wolfsteufel, der Archie Mace und Abe Croner getötet hat!«

»Das ist Genoffrio«, sagte Bloom.

»Okay, dann bin ich dafür, daß Pino Genoffrio vom Feuer gefressen wird!«

»Man könnte ihm helfen«, behauptete Larry Bloom, der Filmvorführer. »Es gäbe eine Möglichkeit, wieder einen Menschen aus

ihm zu machen und zu verhindern, daß er sich noch mal verwandelt.«
»Ich glaube Ihnen kein Wort. Wer sind Sie eigentlich?«
»Ich bin der Mann, der Pino Genoffrio das Leben retten wird!« sagte Atax, die Seele des Teufels.
»Ich denke, daß wir eine Menge Leute sind, die das nicht zulassen werden!« sagte der Mann drohend.
Bloom grinste verächtlich. »Ich werde mich nicht abhalten lassen.«
Er marschierte los, ging auf das brennende Atelier zu. Der Mann, mit dem er gesprochen hatte, eilte zu Wayne Morris.
»Mr. Morris! Mr. Morris!« schrie er aufgeregt. »Wir müssen diesen Irren stoppen! Wissen Sie, was der vorhat? Er will Pino Genoffrio retten, dieser Wahnsinnige! Wir müssen das verhindern, sonst bringt das Monster noch ein paar Leute um!«
Larry Bloom war nur noch zehn Meter von der Tür entfernt, durch die sich die Menschen gerettet hatten.
Rotes Feuer schlug ihm entgegen, und obwohl die Hitze mit jedem Schritt, den er machte, unerträglicher werden mußte, wurde er nicht langsamer, ja, er hielt nicht einmal die Arme schützend vors Gesicht.
Er erweckte den Anschein, als könnte ihm das Feuer nichts anhaben.
»Wer ist das?« fragte der Produktionschef. »Wie heißt der Mann?«
»Keine Ahnung, Mr. Morris. Ich habe ihn noch nie gesehen. Er war bestimmt nicht im Atelier, als wir feierten. Weiß der Kuckuck, woher er kommt.«
»He! Sie!« rief der Produktionschef. »Bleiben Sie stehen! Sie können nichts mehr für Pino Genoffrio tun! Er ist verloren!«
Feuerwehrfahrzeuge trafen ein, und Rettungsautos rasten über das Gelände.
»Kommen Sie zurück!« schrie Wayne Morris.
»Der Kerl muß übergeschnappt sein«, sagte der Mann neben ihm.
Sechs Freiwillige fanden sich, die Larry Bloom am Betreten des Studiogebäudes hindern wollten. Sie rannten ihm nach, riefen ihn, aber er blieb nicht stehen.
Unbeirrt ging er seinen Weg weiter, hinein in das tanzende Flammenmeer. Das Feuer nahm ihn auf, verschlang ihn.
Die Männer, die ihn stoppen wollten, blieben fassungslos stehen und waren sich einig, daß der Mann den Tod gesucht hatte.
»Irgend etwas stimmte mit dem nicht«, sagte jener Mann, der vorhin mit Bloom gesprochen hatte. »So ein Blödsinn, anzunehmen, Pino Genoffrio noch rausholen zu können.«
Die Flammen schlugen hinter Larry Bloom, den Atax' Magie schützte, zusammen. Das Feuer hüllte den Mann ein, ohne ihm etwas anzuhaben.
Die Flammen liebkosten ihn geradezu wie einen guten Freund. Nicht einmal seine Kleidung brannte. Larry Bloom - beziehungsweise der

Dämon, der in ihm steckte - war in der Hölle zu Hause.
Wie hätte ihm da Feuer etwas ausmachen sollen?
Mit sicherem Schritt ging der Filmvorführer weiter. Die Flammen schlugen weich um seinen Schädel, strichen über sein Gesicht, aber er spürte nicht die geringste Hitze.
Zielstrebig ging er durch dieses rote Inferno. Er hörte das Monster heulen und hielt darauf zu.
»Pino!« rief Atax. »Pino Genoffrio!«
Das Heulen wurde lauter. Larry Bloom durchstieß eine Feuerwand und erblickte den Werwolf. Diesmal hatte die Bestie einem niederkrachenden Balken nicht schnell genug ausweichen können.
Der breite, schwere, brennende Balken hatte Genoffrio niedergestreckt. Der Wolf lag hechelnd auf dem Bauch und vermochte den Balken nicht hochzudrücken.
Von zwei Seiten näherte sich ihm das Feuer. Ohne Atax' Hilfe wäre Pino Genoffrio verloren gewesen.
Atax eilte auf die Bestie zu. Larry Bloom griff mit den Händen nach dem brennenden Balken. Was der Filmvorführer als Mensch niemals geschafft hätte, gelang ihm mit Atax' Kraft.
Mit geradezu spielerischer Leichtigkeit hob Larry Bloom den Balken, als bestünde er aus Schaumstoff.
Der Werwolf kroch darunter hervor und richtete sich auf. Einen Menschen hätte das Ungeheuer sofort angegriffen, denn Dankbarkeit kannten solche Scheusale nicht, aber das Monster spürte, daß er lediglich eine menschliche Hülle vor sich hatte, gefüllt mit höllischer Magie.
Die Bestie fühlte, daß sie und Larry Bloom auf derselben Seite standen, deshalb ging sie nicht auf den Mann los.
Atax hätte es auch nie zugelassen, daß der Werwolf Larry Bloom verletzte. Die Kraft des Dämons wirkte auf das Monster ein. Dadurch wurde das Ungeheuer wieder zum Menschen, aber die Bestie blieb im Körper des Schauspielers.
Angst flackerte in Genoffrios Augen; er fürchtete das Feuer. »Wer bist du?« fragte er den Mann, der ihm das Leben gerettet hatte.
Atax sagte es ihm, und er fuhr grinsend fort: »Komm mit mir. Wir werden unter den Menschen noch einige Verwirrung stiften!«

***

Verwirrung stiftete auch Jane Willoby, der Totenkopf-Zombie.
Metal merkte es nicht, als sie das Penthouse verließ. Sie stieg einfach in den Direktlift und fuhr zur Tiefgarage hinunter.
Der Silberdämon hielt sich zu dieser Zeit auf der Penthouseterrasse auf. Jetzt kehrte er in den Living-room zurück, und plötzlich stutzte er.

Sie wollten nicht auffallen, deshalb hatte Mago das Versteck gewechselt. Wenn Jane Willoby loszog, würde es bald einiges Aufsehen geben, denn dann war sie unterwegs, um zu töten.

An und für sich kümmerte sich Metal nicht um andere. Er war ein Egoist; nur seine Person war ihm wichtig.

Aber diesmal fühlte er sich für Jane Willoby verantwortlich. Mago hatte ihm geholfen, und er brauchte Mago vorläufig auch weiterhin.

Es war nicht gut, wenn zwischen dem Schwarzmagier und ihm Mißstimmigkeiten aufkamen. Mago sollte den Eindruck haben, in ihm einen integren Verbündeten gewonnen zu haben.

Metal lief durch das Penthouse. In keinem der Räume befand sich der Totenkopf-Zombie. Nun war der Silberdämon gezwungen, ebenfalls das Penthouse zu verlassen und Jane Willoby zu suchen.

Er hoffte, daß sie noch nicht lange fort war, daß sie noch keinen großen Vorsprung hatte. Mißgelaunt holte er den Lift nach oben, trat in die geräumige Kabine und drückte auf den untersten Knopf.

Die Leichtmetalltüren schlossen sich lautlos, und der Fahrstuhl setzte sich so sanft in Bewegung, daß es der Silberdämon kaum spürte.

Er ballte die Hände zu Fäusten und hoffte, daß der Totenkopf-Zombie noch kein Opfer gefunden hatte.

***

Hank Parrish, der Wolf, schlug mit der Pranke das Türfenster entzwei, griff hinaus und schloß auf.

Als seine Krallenpfote durch die Öffnung stieß, gellten draußen Schreie durch den Flur. Menschen! durchzuckte es die Bestie. Frisches Blut! Sein Toben hatte sie angelockt. Jene Patienten, die nicht so krank waren, daß sie im Bett liegen mußten, waren aus den Krankenzimmern gekommen.

Schwestern, Helfer, Ärzte riefen ihnen zu, sie sollten sofort umkehren. Einige gehorchten, aber die Neugierigsten unter ihnen blieben stehen.

Und nun brach die Bestie aus. Mit einem weiten Satz sprang das Untier aus dem Zimmer. Das Krankenhauspersonal wich vor dem Monster zurück.

Einer der Assistenzärzte hatte sich mit einem Skalpell bewaffnet. Als er das Scheusal jetzt aber sah, wußte er, daß es klüger war, sich auf keinen Kampf einzulassen.

Der Werwolf strotzte vor Kraft. Ein geschockter, verletzter Mann war eingeliefert worden - und das war aus ihm geworden!

Das Monster bleckte die Zähne. Mit lodernden Lichtern suchte es sich ein Opfer aus. Seine Wahl fiel auf einen Mann, dessen Kopf bandagiert war. Das Gebrüll der Bestie galt nur ihm, und er begriff, was ihm drohte.

Der Mann wurde fahl. Er schüttelte entsetzt den Kopf. »Nein! Um Himmels willen, nein!«

Parrish ging auf ihn zu. Der Patient wich zurück, drehte sich um, ergriff die Flucht. Einer der Ärzte rief, man müsse den Werwolf ablenken, aber es fand sich niemand, der den Mut dafür aufbrachte.

Der Patient war allein. Wie gelähmt schauten die anderen zu, was passierte, ohne zu helfen. Seine panische Angst herausschreiend, rannte der Mann mit dem bandagierten Kopf den Flur entlang.

Er wollte von diesem Ungeheuer nicht zerfleischt werden, das war ein zu grausamer Tod. Entsetzt lief er um sein Leben.

Heftige Schmerzen setzten in seinem Kopf ein. Die Aufregung verwandelte sich in glühende Nadeln, die sich durch sein Hirn bohrten.

Angst und Schmerz raubten ihm fast den Verstand. In seiner übermäßigen Erregung wußte er nicht mehr, wo sein Krankenzimmer war.

Er erkannte nicht, daß er daran bereits vorbeigestürmt war. Jetzt erreichte er die nächste Tür. Er wollte sie aufreißen, doch sie war zugesperrt, und es steckte kein Schlüssel.

Der Werwolf erreichte ihn, und die langen, gelbbraunen Krallen verletzten den Mann in dem Moment, als er weiterlaufen wollte.

Verzweifelt schrie der Patient auf. Einen qualvollen Tod vor Augen, begriff er, daß es besser war, sich selbst das Leben zu nehmen.

Es gehörte kein Mut dazu. Die Angst trieb ihn zum Ende des Flurs. Dort gab es ein großes Fenster, und je näher der Mann diesem kam, desto schneller rannte er, damit die Bestie seinen Todessprung nicht noch im letzten Moment verhinderte.

Gejagt vom Werwolf erreichte er das Fenster, stieß sich brüllend ab, wuchtete sich nach vorn und durchstieß mit dem Körper das Glas.

Die Flucht war gelungen. Eine Flucht in den Tod!

***

Die Menschen waren starr vor Grauen. So trafen wir sie an, als sich die Fahrstuhltüren öffneten. Ein Anruf hatte die Station vor uns erreicht.

Zwei bleiche Ärzte eilten auf uns zu und berichteten stotternd, was passiert war. Man machte Platz, ließ uns durch.

Wir sahen, daß der Werwolf aus dem zerbrochenen Fenster kletterte. Ich hielt meinen Revolver schußbereit in der Faust, aber es hatte keinen Zweck, auf das Monster zu feuern, denn es war bereits draußen und kletterte an der Fassade hoch.

»Ich folge ihm!« entschied Mr. Silver.

»Okay, aber sei vorsichtig. Aus dem vierten Stock abzustürzen, würde selbst dir nicht guttun.«

Ich machte kehrt, eilte an den Lifttüren, die sich bereits wieder geschlossen hatten, vorbei und hetzte die Treppe zum fünften Stock hinauf.

Auf den Stufen standen Menschen, angelockt vom Gebrüll des Werwolfs und vom Geschrei des Patienten, der sich lieber das Leben genommen hatte, als der schrecklichen Bestie zum Opfer zu fallen.

»Platz!« schrie ich. »Lassen Sie mich durch!«

Die meisten reagierten schnell, es gab aber auch einige Spätzünder. Denen wich ich entweder aus oder ich stieß sie zur Seite.

Ich konnte es mir nicht leisten, mir mit Höflichkeit und guten Manieren den Weg zum nächsten, Stock zu bahnen.

Ich wollte früher oben sein als die Bestie, wollte sie mit der Waffe in den Händen in der fünften Etage erwarten.

Als ich den nächsten Stock erreichte, sah ich Dutzende verdatterte Gesichter. Ich brüllte die Leute in ihre Zimmer.

Sie hätten wohl nicht so schnell gehorcht, wenn ich nicht mit dem Diamondback herumgefuchtelt hätte.

Aus Angst davor, eine Kugel abzukriegen, verschwanden sie vom Flur und knallten die Türen zu. Nichts Besseres hätten sie tun können.

Ich lief durch den menschenleeren Gang, stoppte fünf Meter vor dem offenen Fenster, federte in Combat-Stellung und wartete, den Revolver im Beidhandanschlag dorthin gerichtet, wo die Bestie auftauchen würde, wenn ich Glück hatte.

Und da kam sie schon! Mein Herz machte einen Freudensprung. Ich war mächtig aufgeregt, und ich keuchte schwer.

Schweiß rann mir kitzelnd über die Wangen, aber ich wischte die Tropfen nicht ab, konzentrierte mich auf den Höllengegner, von dem jetzt eine Pranke zu sehen war.

Komm! Komm! Komm! dachte ich aufgewühlt.

Ich zwang mich, den Revolver ruhig zu halten. Der Schuß mußte sitzen. In diesem Augenblick sah ich die zweite Pranke, und dann tauchte der grauenerregende Monsterschädel auf.

Darauf hatte ich gewartet. Merkwürdig, auf einmal war ich ganz cool. Ich wußte, was auf dem Spiel stand und daß es in meiner Hand lag, dem Grauen hier ein Ende zu bereiten.

Zwei Sekunden ließ ich noch verstreichen, und ich hatte die Bestie gut im Visier. Jetzt sah der Wolf mich. Er witterte die Gefahr und wollte sich in Sicherheit bringen, aber das ließ ich nicht zu.

Bevor er den mächtigen Schädel runternehmen konnte, feuerte ich, und das geweihte Silbergeschoß hieb genau zwischen seine Lichter.

Mit einem letzten, langen Gebrüll stürzte er in die Tiefe. Ich rannte zum Fenster, und als ich mich hinausbeugte, bekam ich noch mit, wie die Bestie unten aufschlug.

»Gut gemacht, Tony!« rief Mr. Silver und kletterte zur vierten Etage

zurück.

Unten setzte die Rückverwandlung ein. Aus dem schrecklichen Scheusal wurde ein Mensch. Ich hätte gern mehr für ihn getan, als ihn zu erschießen.

Man nahm sich der beiden Toten an, die im Krankenhaushof lagen. Ich schob den Diamondback in die Schulterhalfter, nachdem ich ihn nachgeladen hatte.

Obwohl es für uns hier nichts mehr zu tun gab, hatte ich das unbestimmte Gefühl, daß der Ärger noch nicht zu Ende war.

***

Einmal im Jahr ging Jason Lewis auf große Fahrt. Elf Monate lang sparte er und jobbte gleich doppelt.

Am Tag war er in einem Autoreifenlager beschäftigt, und die Nächte verbrachte er als Nachtwächter. Ihm kam zugute, daß er nicht viel Schlaf brauchte. Er döste ein bißchen zwischen den Rundgängen, schlief am Tag während der Mittagspause und nach Feierabend bis zum Antritt des nächsten Dienstes, und das reichte ihm.

Das Geld, das er verdiente, ließ er auf sein Bankkonto überweisen, und er hob stets nur das Notwendigste ab.

Man konnte ruhig behaupten, er knauserte. Aber im zwölften Monat machte er dann eine Traumschiffkreuzfahrt mit allen Schikanen.

Im zwölften Monat schaute er nicht auf sein sauer verdientes Geld. Er gab es mit vollen Händen aus, war elegant gekleidet und legte das Gehabe eines reichen, erfolgreichen Industriekapitäns an den Tag.

Dafür lebte Jason Lewis, dafür arbeitete er. Er hatte schon viel von der Welt gesehen, und die nächste Reise sollte ihn in den Indischen Ozean führen. Er freute sich schon wahnsinnig darauf.

Nur noch einen Monat, dann war es soweit, dann ging Mr. Jason Lewis wieder auf große Fahrt. Er träumte seit Wochen davon.

Doch nun war es für ihn wieder an der Zeit, seine Runde durch das Gebäude zu machen. Ihm war genau vorgeschrieben, welche Kontrollpunkte er aufsuchen mußte, und es gab Stechuhren, die nachträglich bewiesen, daß er dagewesen war.

Lewis strich über sein elegantes, sorgfältig gestutztes Oberlippenbärtchen und setzte die Schirmmütze auf.

In der Gürtelholster trug er einen schweren Revolver, den er noch nie gebraucht hatte. Dennoch verfeuerte er wöchentlich etwa zwanzig Schuß, um nicht einzurosten.

Es war ein Bürohaus, das er zu bewachen hatte. Verschiedene Unternehmen hatten hier ihren Sitz. Es gab in manchen Büros Tresore, in denen hin und wieder große Werte deponiert waren.

Aber in den zehn Jahren, die Jason Lewis hier nun schon als Nachtwächter tätig war, hatten sich noch nie Gangster um dieses

Gebäude gekümmert.
Lewis rechnete damit, daß dieser Rundgang wie alle anderen verlaufen würde. Stock für Stock durchwanderte er.
In der dritten Etage blieb er plötzlich stehen, denn das leise Ächzen einer Tür drang an sein Ohr.
Sollte heute zum erstenmal etwas passieren? Lewis öffnete die Holster sofort, damit er blitzschnell die Waffe ziehen konnte, falls es erforderlich sein sollte.
Seine hellen Augen wurden schmal. Mit geschärften Sinnen pirschte er sich dorthin, wo sich die Tür bewegt hatte.
Jetzt war nichts mehr zu hören, aber Jason Lewis war ein zuverlässiger Mensch. Er wollte dem Geräusch auf den Grund gehen.
Als er die Tür erreichte, blieb er einen Augenblick stehen.
Er griff sicherheitshalber nach der Kanone, und dann drückte er die Tür, die nicht geschlossen war, vorsichtig auf.
Der Nachtwächter ließ den Blick durch ein nüchternes Großraumbüro schweifen.
Am Tag herrschte hier hektischer Betrieb. Jetzt war der Raum ausgestorben. Jason Lewis trat ein und machte Licht.
Eine Batterie von Neonröhren flammte auf und ließ es taghell werden. Langsam ging der Nachtwächter an den Schreibtischen vorbei.
Seine Nerven waren angespannt, Angst hatte er nicht. Ein gekipptes Fenster war für ihn dann die Erklärung für das Ächzen der Tür.
Der Luftzug mußte sie bewegt haben. Jason Lewis schloß das Fenster und kehrte um. Er schloß auch die Tür und setzte seinen Rundgang fort.
Aber die Tür blieb nicht lange geschlossen. Als Lewis in den Fahrstuhl stieg und zur nächsten Etage hinauffuhr, öffnete sie sich, und eine bleiche Frauenhand legte sich um die Kante…

***

Metal nahm den Wagen. Kreuz und quer fuhr er die nähere Umgebung ab. Gespannt hielt er nach Jane Willoby, dem Totenkopf-Zombie, Ausschau, doch er entdeckte das auf Mord programmierte Weib nirgendwo.
Immer wieder hielt er an, stieg aus, lief in finstere Durchgänge hinein, in die er mit dem Wagen nicht gelangte, schaute sich in Hinterhöfen um, fand aber keine Spur von Jane.
Sein Ärger wuchs, und er sah nicht ein, warum er Jane Willoßys Hüter spielen sollte. Mago sollte ihm lieber keine Vorhaltungen machen, sonst würde sich ihre ohnedies nicht besonders großartige Beziehung trüben.
Wieder sah er sich in einem Hinterhof um. Es war der letzte,

anschließend wollte er ins Penthouse zurückkehren.
Es wäre falsch gewesen, Jane Willoby zuviel Beachtung beizumessen. Wenn er mit Mago diese Stadt verließ, würden sie den Totenkopf-Zombie vielleicht gar nicht mitnehmen.
Also wozu sollte er sich ihretwegen strapazieren?
Der Silberdämon drehte sich um. Da huschte plötzlich eine Gestalt durch die Finsternis. Einem Phantom gleich, näherte sie sich dem Hünen.
Und da war auf einmal noch jemand. Metal hatte die Verletzung, die man ihm auf Protoc zugefügt hatte, zwar gut überstanden, aber seine dämonischen Fähigkeiten hatten sich noch nicht wieder entfaltet.
Deshalb merkte er erst, daß jemand hinter ihm war, als man ihm eine Pistole in den Rücken rammte.
»Pfoten hoch, Großer!« zischte der Kerl hinter ihm.
Der zweite Bursche trat vor ihn und fuchtelte mit einem Springmesser herum. »Du bist ein beachtlicher Brocken, aber wir fürchten dich nicht«, sagte er grinsend.
In der Dunkelheit war nicht viel mehr als seine glänzenden Augen und die Zähne zu sehen.
»Es heißt, man ist immer nur so gut, wie es der Gegner zuläßt!« sagte der mit der Kanone. »Und glaub mir, Baby, wir lassen dir nicht die geringste Chance!«
»Was wollt ihr?« fragte Metal gereizt.
Wenn er sich jetzt seiner übernatürlichen Fähigkeiten hätte bedienen können, hätte er die beiden Mugger auf der Stelle getötet.
»Wir wollen nicht wissen, was du hier zu suchen hast, Großer«, sagte der mit dem Messer. »Wir freuen uns einfach darüber, daß dich der Zufall hierherbrachte. Wir sind arme Leute, haben kein Geld. Aber wir wissen uns zu helfen. Wir bitten Typen wie dich zur Kasse. Also leg ab, was du alles an Wertsachen und Geld bei dir hast, und versuch nicht, irgend etwas zurückzubehalten. Es wird nachgefilzt. Ich würde es finden.«
Der mit der Pistole sagte: »Eine Warnung noch, Bruder! Versuch nicht, den Helden zu spielen! Die Kanone macht verdammt häßliche Löcher!«
Metal konnte seine Wut kaum noch bezähmen. Diesen Ärger hatte er Jane Willoby zu verdanken. Wäre sie im Penthouse geblieben, dann wäre er diesen Verbrechern nicht in die Hände gefallen.
Noch mehr ärgerte ihn aber die Frechheit der Kerle, sich mit ihm anzulegen. Sie wußten nicht, mit wem sie es zu tun hatten, und im Moment zählte das auch nicht sehr viel, denn er konnte seine Magie nicht gegen sie einsetzen.
»Nun faß mal schön brav in deine Taschen!« verlangte der mit dem Springmesser grinsend.

Es widerstrebte Metal, Befehle zu befolgen, und er gehorchte auch nur zum Schein. Als er spürte, daß der Druck der Kanone leichter wurde, handelte er.

Mit dem Absatz hackte er nach der Kniescheibe des hinter ihm befindlichen Mannes, und mit der Faust traf er den Messermann.

Seine Schnelligkeit verblüffte die Mugger. Ehe der Kerl die Pistole auf ihn abfeuern konnte, wirbelte der Silberdämon herum und streckte den Mann mit einem gewaltigen Schwinger nieder.

Der Verbrecher mit dem Messer stach zu. Metal sprang zur Seite, die Klinge fegte an seinem Rippenbogen vorbei, und sein Faustschlag warf auch diesen Kerl nieder.

Ein gefährlicher Ausdruck zuckte über Metals Gesicht, und für einen Moment hatte es den Anschein, als wollte er die Männer töten, doch dann wandte er sich rasch um und verließ den Hinterhof.

Er stieg in den Wagen und fuhr fort, und die Mugger machten sich aus dem Staub, denn sie rechneten damit, daß der große Mann die Polizei alarmieren würde.

Sie konnten nicht wissen, daß die Polizei das letzte war, woran Metal dachte…

***

Im achten Stock befand sich eine verglaste Schwimmhalle. Auch hier machte der Nachtwächter seinen Rundgang.

Spiegelglatt war das Wasser. Jason Lewis blieb stehen. Der Revolver steckte wieder in der Holster.

Lewis schüttelte den Kopf. Ein Schwimmbad in einem Bürohaus! Man konnte es auch ein bißchen übertreiben. Die Leute waren hier, um zu arbeiten. Wenn sie schwimmen wollten, sollten sie es anderswo tun.

Der Nachtwächter ging weiter. Merkwürdig, noch nie hatte er das Gefühl gehabt, auf seinem Rundgang belauert, beobachtet zu werden.

Heute ließ es ihn nicht los. Ob das mit der ächzenden Tür zusammenhing? Er warf einen unruhigen Blick über die Schulter.

Niemand war zu sehen, aber dieses lästige Gefühl blieb. Es würde sich wohl erst abschütteln lassen, wenn er sich wieder in seinem Dienstzimmer befand.

Der Nachtwächter ging am Schwimmbeckenrand entlang. Plötzlich alarmierte ihn ein Geräusch. Verdammt, da war ja doch jemand.

Blitzartig drehte sich Jason Lewis um, und im nächsten Moment übersprang sein Herz einen Schlag.

Was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln. Da stand eine Frau! Sie hatte eine Traumfigur, aber ihr Gesicht fehlte! Der ganze Kopf war skelettiert!

Der Nachtwächter wollte den Revolver ziehen, aber das verhinderte Jane Willoby, indem sie ihm mit vorgestreckten Händen einen Stoß

gab.

Er riß die Arme hoch, stieß einen erschrockenen Schrei aus und klatschte rücklings ins Wasser. Tief tauchte er ein, und als er wieder an die Oberfläche kam, sprang der Totenkopf-Zombie hinterher.

Jane Willoby packte ihn an der Kehle und drückte ihn unter Wasser. Sie ging mit ihm unter, aber das machte ihr nichts aus.

Als Zombie konnte sie unter Wasser bleiben, so lange sie wollte. Sie brauchte keine Luft zum Leben. Sie lebte durch die Kraft der Hölle. Jene Gesetze, unter denen menschliches Leben möglich war, hatten für sie ihre Gültigkeit verloren.

Jason Lewis schlug verzweifelt um sich.

Er wehrte sich kraftvoll, aber Jane Willoby war stärker als er. Es gelang ihm nicht, sich von ihrem Griff zu befreien.

Lewis drehte und wand sich. Er hatte den Tod vor Augen und war nicht imstande, ihn zu verhindern.

Ein letztes Mal noch mobilisierte er seine Kraftreserven, doch auch damit erreichte er nichts gegen den starken Totenkopf-Zombie.

Sein Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei, Luftblasen stiegen daraus zur Wasserfläche empor. Die Kreuzfahrt, auf die er sich schon sehr gefreut hatte, würde nun ohne ihn stattfinden.

***

Mein Gefühl trog mich nicht. Es kam Schlag auf Schlag. Kaum hatte ich Hank Parrish mit einer geweihten Silberkugel von der schrecklichen Wolfsseuche erlöst, da gab es schon wieder Wolfsalarm.

Der Notruf erreichte Captain Brewster, und dieser informierte Mr. Silver und mich.

»Verdammt, Tony«, knurrte der Ex-Dämon, »diesmal läßt Atax die Wölfe aber gehörig tanzen!«

Pino Genoffrio war ebenfalls zur Bestie geworden, erfuhren wir, und Mr. Silver konnte sich vorstellen, wie Atax das angestellt hatte.

»Er ließ seine Höllenkraft nicht nur auf den Film einwirken, sondern stellte zwischen dem Schauspieler auf der Leinwand und dem echten Pino Genoffrio eine schwarzmagische Verbindung her. So griff die Seuche auf den Filmstar über.«

Al Brewster stand neben uns. Er hörte, was der Hüne sagte, schüttelte aber nur kommentarlos den Kopf.

Es würde wohl bald nichts mehr geben, was er *nicht* glaubte.

Diesmal hatte das Grauen in den RBC-Studios zugeschlagen, kurz nach den Dreharbeiten zu einem neuen Film. Ich kannte den Weg dorthin nicht, deshalb bat ich Captain Brewster und Lieutenant Holmes, sie möchten vor uns herfahren.

Mit Rotlicht und Sirene würden wir unser Ziel außerdem schneller erreichen.

Wir stürmten aus dem Krankenhaus.
»Wenn diese Aufregungen zu Ende sind, brauche ich mindestens 48 Stunden Urlaub«, stöhnte Al Brewster.
»Ich auch«, sagte Lieutenant Holmes.
»Du nicht, du mußt mich vertreten«, sagte der Captain und stieg in den Dienst-Chevy.

***

Atax' schützende Magie reichte für Larry Bloom und Pino Genoffrio. Der Schauspieler, wieder in menschlicher Gestalt, ging mit dem Dämon durchs Feuer. Die prasselnden Flammen schlugen nach ihnen, vermochten ihnen jedoch nichts anzuhaben.
Atax' Kraft stieß eine Tür auf. Die Flammen schossen nach draußen, als hätte es eine Explosion gegeben.
Der Dämon blieb stehen. »Geh«, sagte er zu Genoffrio. »Geh weiter!«
Pino Genoffrio sah ihn erstaunt an. »Kommst du nicht mit?«
Atax schüttelte den Kopf. »Larry Blooms Aufgabe ist erfüllt. Ich brauche ihn nicht mehr, deshalb werde ich seinen Körper den Flammen überlassen. Sie sollen ihn fressen.«
Genoffrio stand inmitten des wabernden, brausenden Flammenmeers.
»Geh!« verlangte die Seele des Teufels noch einmal von ihm. »Geh - und töte!«
Der Schauspieler sah, wie sich Atax aus dem Körper des Filmvorführers löste und sich zurückzog. Larry Bloom war plötzlich ohne Schutz.
Sofort fielen die Flammen über ihn her, bissen sich in seine Kleidung, versengten sein Haar. Er brach brennend zusammen und würde bald nicht mehr zu erkennen sein.
Pino Genoffrio hörte noch einmal die Stimme des Dämons: »Geh und töte!«
Und er ging, der Mann, der den reißenden Wolf in sich trug. Er torkelte aus dem Feuer und hörte, wie jemand rief: »Seht, da ist Pino!«
Der Schauspieler wankte auf die Menschen zu. In seinem Innern brodelte die Mordlust, die er noch verbarg.
»Pino ist kein Monster mehr!« hörte er jemand sagen.
»Hilfe!« röchelte er und streckte seine Arme flehend aus. »Hilfe!«
»Wie kann einer durchs Feuer gehen, ohne zu verbrennen?« fragte ein Mann.
»Da stimmt doch irgend etwas nicht!«
»Hilfe!« gurgelte Pino Genoffrio. Er stolperte weiter, doch niemand wagte sich seiner anzunehmen. »Larry Bloom hat mich gerettet… Ich wäre verloren gewesen, aber Bloom fand einen Weg durch das Feuer… Er selbst schaffte es nicht mehr… Er fiel den Flammen zum Opfer… Er gab sein Leben, um meines zu retten…«

Immer abgehackter sprach Genoffrio, und als er verstummte, brach er zusammen. Er wälzte und wand sich auf dem Boden.

»Man kann ihn doch nicht einfach liegenlassen!« sagte jemand.

Genoffrio hörte, wie sich ihm jemand näherte.

»Zurück!« schrie Wayne Morris, der Produktionschef. »Kommt ihm nicht nahe!«

»Aber der Mann braucht Hilfe, Mr. Morris!«

»Habt ihr vergessen, was er getan hat?«

Die Männer blieben stehen. Genoffrio drehte den Kopf und schielte nach ihnen, ohne daß es ihnen auffiel.

Sie befanden sich in Reichweite. Wenn er sich verwandelte, genügte ein Sprung, und das nächste Opfer war ihm sicher.

Er sträubte sich nicht länger gegen die Metamorphose, und als tödlicher Werwolf schnellte er hoch.

***

Wir erreichten die RBC-Studios. Der nächtliche Himmel leuchtete rot. Die Flammen schlugen schon überall aus dem Aufnahmeatelier.

Die Feuerwehrlöschtrupps konnten nur noch ein Übergreifen auf andere Gebäude verhindern. Wir fuhren über harte Wasserschläuche. Weiße Wasserfontänen schossen aus allen Richtungen in die Flammen.

Ich gab Lieutenant Holmes mit der Lichthupe ein Zeichen. Er verstand, fuhr zur Seite und nahm Gas weg. Ich überholte den Polizeiwagen und drückte das Gaspedal voll durch.

Die plötzliche Beschleunigung drückte uns in die Polster. Mit auf geblendeten Scheinwerfern raste ich auf eine Gruppe von Menschen zu.

Sie kümmerten sich nicht um den Brand. Sie starrten alle in panischer Furcht den Werwolf an, den die Lichtkegel unseres Wagens ebenfalls erfaßten.

Genoffrio wollte sich ein Opfer holen, doch bevor er sich auf einen der verdatterten Männer stürzen konnte, waren wir heran.

Haarscharf fegten wir an den Leuten vorbei. Ich hatte den Dodge sicher unter Kontrolle, nahm den Fuß vom Gaspedal, war bremsbereit.

Die Schnauze des Wagens schnitt auf das Monster zu. Der Werwolf erkannte die Gefahr zu spät, wollte noch zurückspringen, doch wir erwischten ihn, bevor er sich abstoßen konnte.

Die Chromstoßstange hieb gegen seine Beine. Ich sah ihn auf die Motorhaube knallen, und dann flog er über das Autodach.

Jetzt bremste ich, schnell und abgesetzt. Mr. Silver und ich sprangen aus dem Wagen. Der Werwolf lag auf dem grauen Asphalt, aber er blieb nicht liegen. Als wir den Dodge verließen, federte die Bestie hoch und ergriff die Flucht.

Er beschrieb humpelnd einen Bogen. Menschen befanden sich

zwischen uns und der Bestie, schützten sie, ohne es zu wollen.
Das Scheusal lief auf ein flaches Gebäude zu; die Kantine. Hier aßen Schauspieler und Komparsen während der Dreharbeiten.
Um diese Zeit war das Gebäude geschlossen. Mitternacht war vorbei. Es ging auf ein Uhr zu. Die geschlossene Tür war für das Monster kein Hindernis.
Mit einem einzigen Prankenhieb zertrümmerte der Werwolf das Glas, und Augenblicke später war er drinnen. Wir konnten ihn nicht mehr sehen, aber wir hörten, wie er drinnen wütete.
Sekunden später erreichten Mr. Silver und ich die Tür…

***

Metal war erst vor zehn Minuten zurückgekehrt. Er war unzufrieden. Im nachhinein sagte er sich, daß er diese Straßenräuber härter hätte bestrafen sollen.
Er war zu nachsichtig gewesen. Dabei hätte er nur die Pistole des einen zu nehmen brauchen… Er wollte nicht mehr daran denken, begab sich auf die Penthouseterrasse.
Zwei Minuten später traf Mago ein. Der Schwarzmagier betrat das Penthouse.
Metal begab sich in den Living-room und musterte den Jäger der abtrünnigen Hexen. »Irgend etwas Neues?« fragte der Silberdämon. »Kennst du inzwischen Atax' Pläne?«
»Ja«, sagte Mago und berichtete davon. »Ursprünglich wollte ich sie durchkreuzen, aber nun wird das nicht mehr nötig sein. Tony Ballard wird das von Atax geschaffene Grauen zunichte machen. Tony Ballard und dieser verdammte Mr. Silver!«
Mago hatte damit gerechnet, daß seine Schergen mit dem Ex-Dämon fertig wurden. Es ärgerte ihn, daß sie ihn nicht geschafft hatten, obwohl sie zu dritt gewesen waren.
Aber die Sache hatte auch ein Gutes: Zusammen mit Mr. Silver konnte Tony Ballard noch gründlicher mit dem von Atax inszenierten Wolfsspuk aufräumen. Atax' Rechnung ging nicht so auf, wie er sich das vorgestellt hatte, und das war Mago eine große Genugtuung.
Er wollte seine Einstellung gegenüber Mr. Silver noch einmal überdenken. Der Ex-Dämon war ein Feind von Atax, und eigentlich war es unklug, Atax' Feinden das Leben zu nehmen.
Der Schwarzmagier blickte sich um. »Wo ist Jane Willoby?«
»Nicht hier«, knurrte Metal und zog unwillig die Brauen zusammen. Er wollte jetzt keinen Vorwurf hören.
»Du hast sie fortgehen lassen?«
»Sie hat sich heimlich davongestohlen«, sagte der Silberdämon grimmig.
»Das ist nicht gut. Sie wird wieder töten.«

»Das geht mich nichts an!« sagte Metal abweisend.
Sie vernahmen das Summen des Direktlifts, und als sich die Tür öffnete, sahen sie den Totenkopf-Zombie. Trief naß klebte das Kleid an der makellosen Figur der Frau.
Sie betrat das Penthouse, ohne Mago und Metal zu beachten.
»Wo mag sie gewesen sein?« fragte der Silberdämon. »Was mag sie angestellt haben?«
»Sie hat mit Sicherheit gemordet«, sagte der Schwarzmagier. »Sie mußte fort, um ihren Trieb zu stillen.«
»Wieso ist sie so naß?«
»Sie kann es uns nicht sagen. Es ist unwichtig, Metal. Wir werden New York in Kürze verlassen. Bist du bereit?«
Der Silberdämon wies auf den Totenkopf-Zombie. »Was wird mit ihr?«
Das granitgraue Gesicht des Jägers der abtrünnigen Hexen verzog sich zu einem bösen Grinsen. »Ich denke, wir nehmen sie mit.«

***

Captain Brewster organisierte, was es zu organisieren gab. Vor allem sorgte er dafür, daß die Menschen dem Kantinengebäude fernblieben.
Niemand sollte mehr durch den Werwolf zu Schaden kommen. Das Monster befand sich bei Tony Ballard und Mr. Silver in besten Händen.
Nach und nach wurden jene Leute, die ärztlicher Hilfe bedurften, abtransportiert. Ein kleines Grüppchen von Leuten blieb auf dem Gelände.
Darunter befand sich Wayne Morris, der Produktionschef. »Ich begreife das alles nicht«, sagte er zu Captain Brewster. »Ich wollte, das alles wäre nur ein böser Traum. Ich hoffe immer noch, daß irgend jemand kommt und mich wachrüttelt.«
»Sie sind wach, Mr. Morris. Wenn wir Glück haben, ist der Horror bald vorbei.«
»Dann werden wir Pino Genoffrio verloren haben.«
»Das läßt sich leider nicht ändern«, sagte der Captain. »Wir müssen froh sein, daß das Grauen nicht noch weitere Kreise zieht. Wenn Tony Ballard und Mr. Silver nicht eingegriffen hätten, wäre mir - ich gebe es unumwunden zu - der Fall über den Kopf gewachsen. Sie machen sich keine Vorstellung, was das für New York bedeutet hätte. Der größte Bandenkrieg hätte nicht so viele Opfer gefordert… Es hätte schlimmer kommen können, Mr. Morris, viel schlimmer.«

***

Ich stand links neben der kaputten Tür, Mr. Silver rechts. Drinnen splitterte Holz und klirrte Glas. Der Werwolf schien seine Wut an der Kantineneinrichtung auszulassen.

Wir ließen ihn kurze Zeit toben, dann verständigten wir uns mit Handzeichen. Mr. Silver wandte sich um und lief los.

Wir wollten das Monster in die Zange nehmen. Während ich die Bestie beschäftigte, würde sich der Ex-Dämon von hinten an sie heranpirschen, und wenn unser Plan funktionierte, würden wir das Scheusal gemeinsam vernichten.

Ich zählte im Geist bis fünfzig, dann sprang ich durch die eingeschlagene Glastür.

Ein Stuhl sauste auf mich zu, aber er verfehlte mich knapp. Ich nahm den Kopf zur Seite, rollte über die Schulter ab und verbarg mich hinter einem Vitrinenaufbau.

Abermals schleuderte die Bestie einen Stuhl, und ein Glassplitterregen ging auf mich nieder. Ich griff nach einer leeren Cola-Flasche und schleuderte sie durch den Saal.

Die Glasflasche traf die Wand und zerschellte. Der Werwolf fiel auf diesen uralten Trick herein. Er fuhr knurrend herum, und ich schnellte hinter meiner Deckung hoch.

Zeit zum Zielen war nicht, deshalb zog ich einfach den Stecher dreimal hintereinander durch, und zwar so schnell, wie es mir möglich war.

Mindestens eine Kugel erwischte den behaarten Teufel. Er brüllte auf und fiel auf einen Tisch, fegte die darauf aufgeschichteten Stühle herunter und riß den Tisch um. Ich hätte am liebsten einen Jubelschrei ausgestoßen.

***

Mr. Silver knackte ein Türschloß mit seiner Magie. Er drückte die Tür vorsichtig auf und trat in die geräumige Küche.

Große Stahlblechherde blinkten sauber. Alles war hier nach Betriebsschluß gewissenhaft blankgescheuert worden, auch der Boden.

An Haken hingen Pfannen in verschiedenen Größen. Als der Ex-Dämon daran vorbeiging, bewegten sie sich leicht, ohne gegeneinander zu schlagen.

Mr. Silver hörte die Schüsse und vernahm das Gebrüll des Werwolfs, dann herrschte Stille, und der Hüne glaubte schon, Tony wäre mit dem Monster allein fertiggeworden, aber dann hörte er ein Kriechen, ein hastiges Tappen von Pfoten und wußte, daß die Sache noch nicht ausgestanden war.

Vorsichtig durchquerte der Ex-Dämon die Küche. In einer Halterung steckten an die zehn spitze, scharfe Messer, denen der Hüne jedoch keine Beachtung schenkte.

Erstens konnte man dem Monster mit einem gewöhnlichen Messer nichts anhaben, und zweitens brauchte der Ex-Dämon keine Waffe.

Während er sich der Küchentür näherte, veränderte sich das

Aussehen seiner Hand. Sie wurde zu Silber, und die Finger glichen auf einmal tödlichen Bajonetten.

Damit würde er dem Ungeheuer das Leben nehmen, sobald es vor ihm auftauchte. Der Hüne lauschte. Im Moment war nichts zu hören, aber Mr. Silver spürte die Nähe des Feindes.

Mit zwei Schritten erreichte er die Küchentür. Das Fenster in Kopfhöhe glich einem Bullauge, dem sich der Ex-Dämon langsam näherte.

Mr. Silver nahm an, daß der Werwolf verletzt war, und er hoffte für seinen Freund, daß dieser jetzt nicht leichtsinnig wurde, denn angeschlagene Gegner sind manchmal doppelt gefährlich.

***

Atax wußte, was geschah, aber er griff nicht ein. Er liebte die direkte Konfrontation nicht, sah sich lieber als Feldherr, als General des Grauens, der im Hintergrund die Fäden zog.

Die von ihm geschaffene Wolfsbrut hätte noch mehr Unheil anrichten können, aber wenn er auf das zurückblickte, was alles geschehen war, war er nicht unzufrieden.

Die Hölle hatte wieder einmal von sich reden gemacht, darauf kam es an. Die Menschen sollten immer unter Spannung stehen.

Nie sollten sie wissen, wann und wo das Grauen wieder zuschlug. Die unterschwellige Angst vor dem Bösen war neu geschürt worden.

Die Seele des Teufels sah sich als Wegbereiter. Vielleicht würden schon bald andere Dämonen diese Stadt heimsuchen und das Grauen fortsetzen.

Für dieses Mal hatte Atax das Interesse an New York verloren. Er war ein unsteter Geselle, der es zumeist nicht lange an einem Ort aushielt, und es gab für ihn noch so viele wichtige Dinge zu tun.

Sein größtes Anliegen war die Vereinigung aller Feinde des Lichts. Dies wollte er vordringlich behandeln.

Vielleicht würde er in den nächsten Tagen die Prä-Welt Coor aufsuchen und bei den Grausamen 5 noch einmal nachhaken.

Sie hatten inzwischen Zeit gehabt, sich seinen Vorschlag gründlich zu überlegen, waren ihm von Anfang an nicht völlig negativ gegenübergestanden.

Wenn es ihm gelang, die Grausamen 5 auf seine Seite zu holen, war das ein echter Gewinn für ihn.

Während das Feuer den Körper des toten Larry Bloom fraß, während die Löschmannschaften verbissen gegen den Brand kämpften, verließ Atax diese Welt.

Er zog sich in andere Dimensionen zurück, durchstieß Zeiten und Räume und landete in der Spiegel weit, jenem Reich, das er mit grausamer Strenge beherrschte.

Man würde bald wieder von ihm hören, doch im Moment sehnte er sich nach Ruhe.

***

Ich hielt den Atem an. Wo sich mein Freund und Kampfgefährte befand, wußte ich nicht genau, aber weit konnte er von mir nicht entfernt sein.
Auf jeden Fall befand er sich mit mir im selben Gebäude, und das war ein beruhigendes Gefühl für mich.
Wo der Werwolf steckte, konnte ich ebenfalls nur erahnen. Das Monster verriet sich im Moment mit keinem Geräusch.
Ich lauschte angestrengt, hörte aber nichts. Vorsichtig wechselte ich die Position und verbarg mich hinter einem Flaschenregal.
Ich ging dahinter in die Hocke, fingerte nach einer Flasche und wollte denselben Trick von vorhin wiederholen, daber dazu kam es nicht.
Mit einem markerschütternden Gebrüll war auf einmal die Bestie da. Für mich kam sie buchstäblich aus dem Nichts. Ihr Blut tropfte mir ins Gesicht, als sie die Pranken nach oben riß.
Der Wolf stürzte sich auf mich. Ich schnellte hoch, fiel gegen das Regal, stürzte damit um, und nur eine blitzschnelle Rückwärtsrolle rettete mir das Leben.
Mein Herz hämmerte wie verrückt gegen die Rippen. Beinahe hätte mich das Biest erwischt, aber nun war wieder ich am Zug.
Am Abzug!
Ich feuerte und sah, wie die dunkle Wolfsgestalt heftig zusammenzuckte. Pino Genoffrio heulte, griff mich kein weiteres Mal an, schnellte herum, versetzte mir im Fliehen einen Tritt, der mich daran hinderte, meinen Colt Diamondback noch einmal auf ihn abzufeuern, und dann stürmte er mit zwei geweihten Silberkugeln im Fell davon.
Weit würde er nicht kommen, denn vor allem meine zweite Kugel mußte ihn lebensgefährlich verletzt haben.
Die Laute, die er ausstieß, hörten sich schaurig an. Ich sprang in Schußposition und wollte ihn mit einer weiteren Kugel von den Beinen holen, doch das war nicht nötig, denn jetzt griff Mr. Silver ein.
Die Küchentür flog auf.
Genoffrio rannte darauf zu. Jetzt stoppte er… Nein, nicht er stoppte, sondern Mr. Silver hielt ihn auf.
Ich sah die spitzen, scharfen Silberfinger meines Freundes blitzen, sah, wie der Ex-Dämon sie dem Höllenfeind in den Leib stieß, und dann war der Kampf endlich vorbei.
Gurgelnd brach das Untier zusammen und verendete.
Jemand trat hinter mir ein und machte Licht. Auf dem Boden lag

Pino Genoffrio, der gefeierte Weltstar. Das Böse hatte seine Krallen nach ihm ausgestreckt und ihn bekommen.

Nach und nach wagten sich mehr Menschen in die Kantine. Ich erfuhr, daß ein Mann namens Larry Bloom in den Flammen umgekommen wäre, nachdem er Pino Genoffrio aus dem Feuer geholt hatte.

Es hatte Atax nicht gepaßt, daß sein Monster so schnell sterben sollte, deshalb hatte er eingegriffen.

Diese Ansicht vertrat auch Mr. Silver.

»Aber warum ließ er den Körper des Filmvorführers verbrennen?« fragte ich den Ex-Dämon.

»Sieht so aus, als hätte sich Atax zurückgezogen«, meinte der Hüne. »Er brauchte Larry Blooms Körper nicht mehr, deshalb überließ er ihn den Flammen.«

»Ich wollte, er wäre geblieben«, sagte ich grimmig, »dann hätte er Bekanntschaft mit meinem Dämonendiskus gemacht.«

Der Ex-Dämon schmunzelte. »Ich könnte mir vorstellen, daß die Seele des Teufels auf so eine Bekanntschaft nicht scharf ist.«

»Einmal«, sagte ich überzeugt, »wird er sie machen müssen.«

***

Die Löschmannschaften bekamen das Feuer immer besser unter Kontrolle. Aber das Studio brannte völlig aus.

Das Fernsehen brachte eine Sondersendung. Ich sah sie in meinem Hotelzimmer. Wayne Morris nahm dazu Stellung, und Captain Al Brewster wurde interviewt. Er gab nur knappe Antworten, und man merkte, daß er keine Reporter mochte.

Auf die wiederholten Fragen nach dem Werwolf, der auf dem Gelände getobt haben sollte, gab Brewster keine einzige konkrete Antwort.

Er wich immer wieder geschickt aus, sprach von anderen Dingen und ließ sich von dem Fernsehmann nicht festnageln.

Er machte das so clever, daß ich ihm schmunzelnd applaudierte. Weitere Interviews interessierten mich nicht mehr.

Ich schaltete das Fernsehgerät ab und ging zu Bett, aber ich war zu aufgewühlt, um sofort einschlafen zu können.

Lange lag ich wach, und die haarsträubenden Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit zogen noch einmal an mir vorbei.

Allmählich schwenkten meine Gedanken auf den eigentlichen Grund ein, der meinen Freund und mich nach New York geführt hatte.

Tucker Peckinpah!

Morgen würden wir mit den Blackthorn-Brüdern reden. Ich hoffte, daß sie uns den Weg zu Peckinpah zeigten.

Mit dieser Hoffnung schlief ich ein.

Tags darauf regnete es wie aus Eimern, und meine Laune war nicht die allerbeste, aber das ließ ich meinen Freund nicht spüren.

Nach dem Frühstück rief ich Blackthorn Petrol an und vereinbarte mit Patrick und Jim Blackthorn einen Termin.

Die beiden Männer versicherten uns in der Chefetage des Unternehmens, daß ihnen Tucker Peckinpah der liebste von allen Partnern gewesen wäre, aber der Industrielle hätte sich um eine solche Partnerschaft nicht beworben, ja er hätte seit Monaten nichts von sich hören lassen.

Daß er in New York sein sollte, war für die Blackthorn-Brüder die Überraschung des Tages.

Nach dem morgendlichen Regen war das die zweite kalte Dusche für uns. Peckinpah hatte seinen Anwalt angerufen und behauptet, er befände sich in New York, aber das mußte nicht stimmen.

Er konnte von überall aus angerufen haben. Rom, Sydney, Rio de Janeiro…

Sicherheitshalber testete Mr. Silver die Blackthorns, ob sie auch tatsächlich die Wahrheit sagten. Er hypnotisierte sie, und wir bekamen ihre Aussagen bestätigt.

Wir taten ein übriges. Als wir uns gestern von Captain Al Brewster verabschiedeten, sagte er, er stünde tief in unserer Schuld.

Die durfte er heute begleichen, und es war ihm eine Freude, uns helfen zu können. Der ganze riesige Polizeiapparat von New York suchte zwei Tage lang nach Tucker Peckinpah.

Jeder verfügbare Mann war unterwegs, um den reichen britischen Industriellen zu finden, doch als wir nach 48 Stunden immer noch nicht wußten, wo Peckinpah steckte, beschlossen wir, nach London zurückzukehren.

Captain Brewster und Lieutenant Holmes begleiteten uns zum John F. Kennedy International Airport.

Al Brewster drückte mir fest die Hand. »Kommen Sie gut nach Hause, Tony.«

»Danke, Al.«

»Sie waren uns eine verdammt große Hilfe, Sie und Ihr Freund.« Der Captain reichte Mr. Silver die Hand. »Ich hoffe, Sie tragen es uns nicht nach, daß wir Sie wie einen Hasen gejagt haben.«

»Schon vergessen«, erwiderte der Ex-Dämon schmunzelnd.

»Ich bin froh, daß meine Scharfschützen Sie nicht erwischt haben.«

Der Hüne grinste. »Soll ich Ihnen was verraten, Al? Die Kugeln Ihrer Leute hätten mir nichts anhaben können.«

Al Brewster sah den Ex-Dämon zweifelnd an. Er war nicht sicher, ob der Hüne ihn nicht auf den Arm nahm. »Warum sind Sie denn dann ausgerückt?«

»Ich wollte jedes Aufsehen vermeiden.«

Der Captain lachte. »Ach, so macht man das.«

Unser Flug wurde aufgerufen. »Wir müssen gehen«, sagte ich. »Halten Sie Ihre Stadt sauber, Al.«

»Ich werde mir Mühe geben. Darf ich Sie anrufen, wenn ich mal wieder so wie gestern in der Klemme stecke?«

»Jederzeit«, sagte ich und drückte ihm als Abschiedsgeschenk eine von meinen Karten in die Hand.

Dann verabschiedeten wir uns noch schnell von Lieutenant Holmes und begaben uns an Bord unserer Maschine.

»Nette Jungs«, sagte ich zu meinem Freund.

»O ja, aber die Stewardeß ist auch nicht übel«, sagte Mr. Silver grinsend. »Ich bin sicher, das wird ein sehr kurzweiliger Flug werden.«

»Denk lieber an deine krummen Beine«, sagte ich und nahm Platz.

Wenig später hob der Jet vom Boden ab. Über den Wolken dachte ich an Tucker Peckinpah. Wo mochte er in diesem Augenblick wohl sein…

ENDE des Zweiteilers